

**DER
LANDSER**

Bücher: 8,- DM - Taschenbücher: 3,- DM - Spezial-Publikationen: 1,- DM
Abonnement ab 12,- DM - Sonderausgaben: 1,- DM

1,60 DM

Erlebnisberichte zur
Geschichte des
Zweiten Weltkrieges

1091

A.GÜTTE

Der endlose Weg

Rußland - Nordafrika - Spanien - Deutschland. - Der Einsatzweg eines
deutschen Fliegens und die einmalige Geschichte seiner Flucht aus britischem
Gewahrsam



Scan & Korrektur: Keulebernd

Eichenlaubträger des Heeres

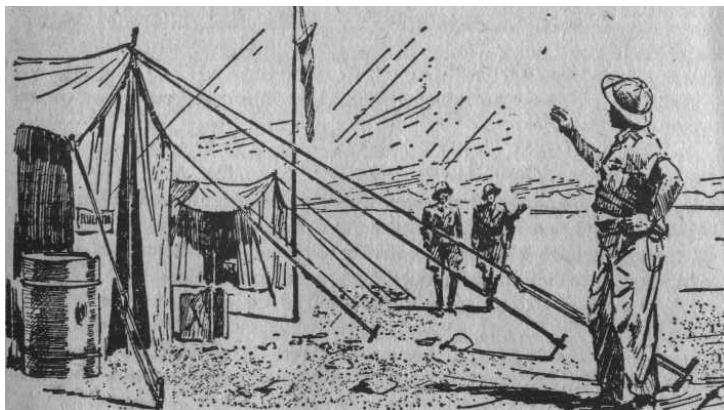


Curt Ehle

Ehle, in Uelzen geboren, kam im Herbst 1940 mit dem III. Bataillon/Infanterieregiment 93 zum Kradschützenbataillon 15 der neu aufgestellten 15. Panzerdivision. Dort übernahm er als Hauptmann die 1. Kompanie. Die Division verlegte im Mai 1941 auf den nordafrikanischen Kriegsschauplatz. Schon bei den ersten Angriffskämpfen des Afrika-Korps zeichnete sich Ehle durch persönliche Tapferkeit aus und erhielt nach seinem kühnen Vorstoß über Fort Capuzzo und Sollum bereits am 27.7.1941 als einer der ersten Offiziere des DAK das Ritterkreuz. Er nahm auch an den späteren Abwehrkämpfen um Agedabia teil und wurde im Juni 1942 vor Got-el-Ualeb schwer verwundet. Im Juli 1944 befehligte er als Major die in Neuruppin aufgestellte Panzerbrigade 102, die bereits einen Monat später bei Ostrolenka am Narew zum Einsatz kam. Die Brigade wurde bei den Grenzkämpfen um Ostpreußen zur »Feuerwehr« wobei sie schwerste Verluste erlitt und im November 1944 dann aufgelöst wurde. Ehle war am 29.11.1944 als 673. Soldat der Wehrmacht mit dem Eichenlaub ausgezeichnet worden.

Der endlose Weg

**Rußland – Afrika – Endkampf in Tunesien.
Die Geschichte eines ungewöhnlichen Soldatenschicksals**



Im Frühjahr 1943 war der deutsche Brückenkopf in Tunesien unter dem übermächtigen Druck der alliierten Streitkräfte zusammengebrochen. Den vorangegangenen Erfolgen des Deutschen Afrika-Korps war somit die totale Niederlage gefolgt. Über Tausenden von Soldatengräbern zwischen El Alamein und dem Territorium der letzten Schlacht wölbte sich bereits der Wüstensand, als die Überlebenden dieses jahrelangen Kampfes in die Gefangenen-Camps der Sieger strömten. Wie aus den von deutschen Stabsoffizieren nach dem Krieg ausgearbeiteten »Historical Studies« hervorgeht, soll damals nur 40-50 Angehörigen der einstigen Heeresgruppe Afrika die Flucht in die Heimat gelungen sein. Einer von diesen Männern war ein Unteroffizier der Luftwaffe. Seine außergewöhnlichen Erlebnisse hat der Autor im vorliegenden Band überliefert.

Die Redaktion

Fünf Tage brauchte der Zug, ehe er nach mühseliger Fahrt in Smolensk eintraf. Der Bahnhof war zertrümmert, die Gleise hatte man für den Nachschub nur behelfsmäßig hergerichtet.

Auf der Leitstelle erfuhr Unteroffizier Willi Floda^{*}, daß seine neue Einheit im »Haus der Sowjets« untergebracht war. Dort sollte er sich melden.

Der Gedanke, mit all seinem Gepäck den Weg zu der Anhöhe hinaufstiegen zu müssen, stimmte ihn nicht gerade fröhlich, und es dauerte dann auch eine ganze Weile, bis er schweißtriefend sein Ziel erreicht hatte.

Ein Soldat nahm Floda in Empfang und führte ihn zu seiner Unterkunft.

»Das ist Ihre Stube, Herr Unteroffizier«, sagte er, öffnete eine wacklige Tür und ließ Floda eintreten.

Der Raum war ziemlich dunkel, weil die Fenster mit Zeltbahnen, Brettern und Blech vernagelt waren. An den Wänden standen rohgezimmerte, doppelstöckige Bettgestelle, in der Mitte saß die Belegschaft der Stube und wärmte sich um einen unförmigen, eisernen Ofen.

Die Männer blickten dem Neuankömmling neugierig entgegen.

Floda grüßte, setzte sein Gepäck ab. Nachdem sich seine Augen an die Dämmerung gewöhnt hatte, bemerkte er erst, daß er es mit Portepee-Unteroffizieren zu tun hatte. Er nahm Haltung an und machte eine Ehrenbezeichnung.

»Hier kannst du diese Faxen lassen«, sagte ein Oberfeldwebel, erhob sich und kam auf Floda zu. »Du bist bestimmt der Ersatz für meine Maschine. Ehrenreich«, stellte er sich vor und schüttelte Floda die Hand. »Habe meinen Bordmechaniker und den Schützen verloren. Waren prima Kerle!«

Unteroffizier Floda machte sich auch mit den anderen fünf

* Der Name, wie auch alle anderen – außer solchen von Persönlichkeiten der Zeitgeschichte – ist verändert worden.

Männern bekannt, die alle zum Staffelpersonal gehörten. Vier von ihnen waren Flugzeugwarte. Sie gehörten zu einer z.b.V.* - Staffel, die zum Schleppen von Lastenseglern eingesetzt wurde und deren Maschinen auf dem Flugplatz Smolensk-Nord stationiert waren.

Die Hauptaufgabe dieser Männer bestand darin, eingeschlossene Kampfverbände mit Nachschub zu versorgen. Dafür wurden in regelmäßigen Abständen einige Lastensegler beladen und von den Schleppmaschinen zur Hauptkampflinie (HKL) gebracht, wo im Verlauf des Winters 1942 verschiedene Kessel entstanden waren. Über dem Zielpunkt wurden die Segler ausgeklinkt und landeten auf Kufen. Während das Schleppflugzeug zurückkehrte, blieb die Seglerbesatzung – meist zwei Flieger – an der Front, bis sie von dem fälligen Entsatz abgelöst wurde.

Schon bald war Unteroffizier Floda in allen Aufgaben der Einheit und den Dienstbetrieb eingeweiht. Es schien so, als sei hier nichts Weltbewegendes zu erwarten, was seinem Tatendrang zunächst einen Dämpfer aufgesetzt hätte. Doch bereits der nächste Tag belehrte ihn eines Besseren.

Floda fuhr mit Oberfeldwebel Ehrenreich zur Werft, die von dienstverpflichteten Handwerkern der Erla-Flugzeugwerke betrieben wurde. Ehrenrechts Ju 88 hatte neue Motoren erhalten, und nun wollte er einen Werkstattflug machen.

Es war höllisch kalt, und die beiden Männer waren froh, in den dicken Fliegerkombinationen und -stiefeln zu stecken.

Auf dem Flugplatz angekommen, begaben sie sich zu der notdürftig reparierten Flugzeughalle. In einer Ecke stand ein Bretterverschlag. Ein großes Schild verriet, daß sich darin das Werkstattbüro befand.

Ehrenreich stieß die Tür auf. Ein unglaublicher Zigarettenmief schlug ihm entgegen. »Tag, Freunde!« sagte er,

* Zur besonderen Verwendung.

blickte in die Runde und hob die Hand zum Gruß.

»Mensch, Rudi, gut, daß du da bist! Deine Honigschleuder ist schon gestern fertig gewesen,« Strahlend watschelte der Oberwerkmeister auf den Piloten^{*} zu und klopfte ihm auf die Schulter.

»Bei eurem Arbeitstempo würde es mich nicht wundern, wenn mir wieder die Motorhaube wegfliegt.«

»Erinnere mich bloß nicht daran!« knurrte der Dicke.

»Schon gut, Fritz – war ja nicht so gemeint.« Oberfeldwebel Ehrenreich feixte. »Übrigens, das ist mein neuer Bordmechaniker. Er kommt geradewegs von der fliegertechnischen Vorschule der Junkers-Werke und kann dir vielleicht zur Hand gehen, falls es notwendig ist.«

»Werde ich mir merken. Ist noch ziemlich jung, wie?«

».... und voller Tatendrang, Er will den Krieg verkürzen helfen.«

Alle grinsten, doch Flodas Verlegenheit verging rasch, als er zur Begrüßung herumgereicht wurde.

»Fliegst du mit Munition, Rudi?« wandte sich der Waffenmeister an den Oberfeldwebel.

»Aber sicher. So was wirkt manchmal lebensverlängernd, und schließlich habe ich meinen Schützen dabei.«

»Gut, dann werde ich für die entsprechende Munitionierung sorgen.«

Inzwischen hatte der Oberwerkmeister und der Funkmeister ihre Kombinationen angelegt, um die überholte Maschine abzunehmen. Zur gleichen Zeit ließ ein Wart das Flugzeug aus der Halle ziehen und die Motoren Warmlaufen. Nach dem Abbremsen meldete er den Vogel startklar.

Ehrenreich rollte mit der Maschine bis zum Anfang der Startbahn und wartete auf das Zeichen des Startpostens. Dann schob er beide Gashebel nach vorn. Der metallene Rumpf begann zu vibrieren. Erst langsam, dann immer schneller

* Damals Flugzeugführer genannt.

werdend, raste die Maschine über die Piste, ehe der Oberfeldwebel sie hochzog und in einer großen Schleife um den Flugplatz jagte. Dabei beobachtete er aufmerksam die Instrumente. Es schien alles in Ordnung zu sein.

Mit singenden Motoren flogen sie in nordöstlicher Richtung über das verschneite Land.

Unteroffizier Floda gab sich ganz dem Erlebnis des Fliegens hin, während er auf die zerstörte Stadt hinunterblickte, deren Wunden der Schnee nur notdürftig verhüllte.

»Drei rote Jäger über uns!« kam plötzlich die Warnung durch die Bordsprechanlage.

Floda zuckte zusammen und blickte nach oben. Im Handumdrehen hatte er seine Bordwaffe schußbereit.

Schon starteten die russischen »Ratas« ihren ersten Angriff. Er mißglückte, denn Oberfeldwebel Ehrenreich hatte seine Ju 88 im letzten Augenblick in eine andere Fluglage gebracht. Die Garben zischten vorbei.

Unteroffizier Floda, der in der Bola (Bodenlafette) lag, konnte nicht in das Feuergefecht eingreifen, das der Funker über ihm jetzt einleitete, denn nun kamen die Russen von hinten heran.

Floda fühlte, wie sich überall auf seiner Haut Schweißperlen bildeten. Zusammengekauert lag er hinter seinem Zwillings-Maschinengewehr und sah die erste Maschine auf sich zubrausen.

»Nicht zu früh schießen, Willi!« hörte er die ruhige Stimme des Oberfeldwebels im Kopfhörer. »Laß ihn rankommen, und wenn er im Visier sitzt, dann drauf!«

Aufgereggt leckte sich Floda über die Lippen. Sein Mund war auf einmal völlig ausgedörrt. Er hatte den Luftschraubenkreis der I-16 im Fadenkreuz, sah die Maschine vor sich riesengroß werden und drückte ab.

Er hörte nur noch das Rattern der Waffe, die dem Gegner zwei Ketten Leuchtspurgeschosse entgegenschleuderte. Sie

schienen den sowjetischen Jäger zu zersägen. Fetzen flogen nach beiden Seiten, Flammen krochen über die Außenhaut, und mit einer gewaltigen Feuer- und Rauchfahne schoß die Maschine in die Tiefe.

Der Bodenschütze schaute ihr nach. Entsetzen und Faszination spiegelten sich in seinem Gesicht wider.
»Aufpassen, der zweite kommt!«

Floda kehrte schlagartig in die Wirklichkeit zurück. Diesmal hielten seine Nerven der Anspannung jedoch nicht stand, und er eröffnete das Feuer schon bei einer Entfernung von etwa 350 Metern.

Jetzt löste auch der Russe seine Bordwaffen aus. Floda sah die Geschoßketten auf sich zurasen. Unwillkürlich zog er den Kopf zwischen die Schultern.

Mit einer gewagten Steilkurve brachte Oberfeldwebel Ehrenreich die Maschine aus der Gefahrenzone. Dabei bekam Floda den Gegner noch einmal in den Vorhalt und drückte ab. Der Jäger zeigte eine leichte Rauchfahne und drehte ab.

Der dritte »rote Falke« schien nun die Lust verloren zu haben und machte sich gleichfalls nach Osten aus dem Staub.

Ehrenreich ging sofort in den Tiefflug über und steuerte dem Flugplatz zu. Nach dem Ausrollen der Maschine blieben alle noch sekundenlang auf ihren Plätzen sitzen. Erst dann löste sich die Spannung, und die Männer gratulierten Floda zu seinem Erfolg.

»Bring den Vogel gleich zur Werft, Rudi«, sagte der Oberwerkmeister. »Hoffentlich hat er nicht viel abbekommen.«

Der Pilot ließ die Motoren wieder aufheulen und rollte über das holprige Flugfeld, um die Maschine kontrollieren zu lassen. Flüchtig ging es ihm durch den Sinn, daß der Routineflug auch sein letzter hätte sein können.

Flodas Abschuß machte inzwischen die Runde. Immer wieder mußte er den Hergang erzählen. Als er aber eine halbe Stunde später zum Staffelkapitän gerufen wurde, war ihm doch

ein wenig flau zumute.

»Sie sind mir vielleicht einer«, begrüßte Hauptmann Anke den Unteroffizier, »kaum hier, und schon schaffen Sie einen Volltreffer!«

»Ich habe einfach draufgehalten, Herr Hauptmann«, sagte Floda mit hochrotem Kopf, »und großes Glück gehabt.«

»Das braucht jeder von uns, sonst kann er einpacken!«

Anke bot Floda einen Hocker an und unterhielt sich lange Zeit mit ihm. Der Hauptmann war dafür bekannt, daß er nicht nur dienstlich mit seinen Leuten verkehrte, sondern ab und zu auch ein privates Wort an sie richtete. Das hatte ihn bei der Staffel beliebt gemacht und ließ die Männer für ihn durchs Feuer gehen. Selbstverständlich verlangte auch er strikte Disziplin und Befehlstreue, aber er setzte sich andererseits jederzeit für seine Untergebenen ein.

Nach diesem erfolgreichen Auftakt ging auch für Unteroffizier Floda der normale Dienst weiter. Im Frühjahr wurden die Einsätze der Schleppstaffel verstärkt. Fast täglich versorgten die Männer die eingeschlossenen Einheiten an der Front, wobei zwei Maschinen verlorengingen.

Mit Anbruch der Schlammperiode wurde der Flugbetrieb zu einem Problem und mußte vorübergehend ganz eingestellt werden. Die Startbahn war nicht betoniert, und die Maschinen kamen nicht durch den Dreck. Einige Startversuche hatten lediglich beschädigte Propeller eingebracht.

Während dieser Zwangspause zog die Staffel vom »Haus der Sowjets« in neu errichtete Baracken auf dem Flugplatzgelände um. Nur der Kommandeur saß in einem der festen Bauten, die von dem ehemaligen Fliegerhorst noch standen.

Unteroffizier Floda nutzte seine freie Zeit, um die Stadt zu besichtigen. Smolensk, früher eine recht ansehnliche Stadt am Ufer des Dnjepr, war fast völlig zerstört. Während der zahlreichen Kämpfe hatte sie mehrmals den Besitzer

gewechselt, war der Krieg mit all seinen Schrecken über sie hinweggerollt und hatte nur einen Trümmerhaufen zurückgelassen, in dem die Bewohner ihr kärgliches Dasein fristeten.

Darüber erhob sich die Maria-Himmelfahrts-Kathedrale mit ihren goldenen Kuppeln. Sie war zwar unbeschädigt geblieben, hatte jedoch einiges von ihrem früheren Glanz verloren. Traurig schien sie auf das Zerstörungswerk der Menschen zu blicken, auf alte, gebrechliche und zerlumpte Gestalten, die sich müde und erschöpft durch die notdürftig geräumten Straßen schleppten. Hunger und Hoffnungslosigkeit hatten ihre Gesichter gezeichnet, ihren Blick stumpf gemacht.

Langsam schlenderte Floda der alten Stadtmauer zu, vergeblich bemüht, seine Eindrücke zu verarbeiten. Er hatte Mitleid mit diesen Menschen, andererseits berührte es ihn jedoch peinlich, wenn er deutsche Soldaten mit russischen Frauen sah. Er war noch jung und voller Ideale, die andere längst aufgegeben hatten. Sie waren im Stahlhagel des sogenannten Frontalltags zerbrochen.

Floda atmete tief durch. Hatte da nicht eben eine Amsel gesungen? Er entdeckte den Vogel im Gebüsch an einer zerbröckelten Mauer, sah die runden Perlaugen wachsam auf sich gerichtet.

Für Augenblicke vergaß er, wo er sich befand. Er spürte nur den Optimismus der Jugend in sich, der Not und Elend vergessen ließ.

»Alles aufstehen!« schallte die Stimme des UvD (Unteroffizier vom Dienst) durch die Unterkünfte und scheuchte die Schläfer aus den Behelfskojen. »Das fliegende Personal zur Einsatzbesprechung, der Rest vor der Baracke antreten!«

Maulend und sich die Augen reibend, kamen die Männer hoch, sprangen von ihren Pritschen, zogen sich hastig an.

Draußen herrschte reger Betrieb. Es summte wie in einem Bienenstock. Flugzeugmotoren liefen warm, Tankfahrzeuge

und Lastwagen voller Bomben fuhren zum Flugfeld.

»Mann, da ist irgend etwas faul«, meinte Oberfeldwebel Ehrenreich, mit geschultem Ohr alle Geräusche sondierend.
»Hört sich an, als fallen Kampfmaschinen ein!«

»Klingt wie ein ganzes Geschwader«, sagte ein Wart (Flugzeugmechaniker) im Vorbeilaufen.

Im Besprechungsraum wartete bereits der Staffelkapitän. Hauptmann Anke berichtete: »Bei Rschew ist eine Lücke entstanden, die der Iwan^{*} zu durchstoßen und zu erweitern versucht. Sämtliche verfügbaren Kräfte werden auf den Gegner angesetzt und im Laufe des Tages von zwei Kampfgeschwadern unterstützt, die von Frankreich abgezogen wurden. Unsere Staffel hat den Auftrag, die Sowjets durch pausenlosen Bombenhagel niederzuhalten und ihre Kampfkraft erheblich zu schwächen.«

Es folgten genaue Anweisungen für Flugzeugführer und Beobachter. Bordmechaniker und -funker wurden inzwischen zu ihren Maschinen entlassen.

Das Durcheinander auf dem Platz schien noch größer geworden zu sein. Während die ersten Flugzeuge bereits im anbrechenden Tageslicht aufstiegen, flitzten noch die Tankwagen zwischen den rollenden Maschinen herum, um die noch wartenden zu versorgen.

Mit geübten Griffen verluden Spezialisten die tödliche Bombenlast, setzten Mechaniker und Warte ihr ganzes Können ein, um die Maschinen in kürzester Zeit startklar zu machen. Was hier wie ein chaotisches Manöver wirkte, basierte auf einen präzisen Plan, der nach einem ganz bestimmten System ablief.

Oberfeldwebel Ehrenreich kletterte zu seiner Besatzung in die Ju 88 und legte die Gurte an. Mit ruhiger Stimme gab er über die Bordverständigungsanlage seine Anweisungen und führte die erforderlichen Kontrollen durch. Dann zog er die

* Spitzname für Russen

Gurte fester und fragte: »Alles klar?«

Es war alles klar.

»Also, dann los!«

Auf sein Zeichen hin zog der 1. Wart die Bremsklötze weg, und Ehrenreich schob die Gashebel langsam nach vorn. Dann ließ er den Bomber zwischen den noch nicht aufgetankten Flugzeugen durchrollen, bis er die Startbahn erreicht hatte.

Wenig später hob die Maschine vom Boden ab und stieg der aufgehenden Sonne entgegen.

»Haltet ja die Augen offen, Jungens!« warnte Ehrenreich über die Eivau (Eigenverständigung).

»Na klar«, erwiderte Floda, während die anderen schweigend den Himmel absuchten. Im Augenblick waren vor und neben ihnen jedoch nur deutsche Flugzeuge zu erkennen.

Bald hatte der Pulk die Front erreicht. Unter ihnen lagen die Stellungen der schwer bedrängten Infanterie, die sich dem Gegner offenbar mit letzter Kraft entgegenstellte.

Deutsche Jagdflugzeuge und Schlachtfighter hatten bereits in den Kampf eingegriffen.

Jetzt flogen sechs Maschinen ein wenige Kilometer hinter der Front liegendes Waldstück an, in dem Ehrenreiche Beobachter eine Ansammlung von Menschen und Fahrzeugen ausgemacht hatte. Auf sein Zeichen drückte der Oberfeldwebel die Ju 88 an und ließ sie ebenfalls dem Ziel entgegenstürzen.

Plötzlich war der Himmel voller weißer Wattebünsche. Leichte russische Flak jagte dem deutschen Verband ihre tödlichen Grüße entgegen.

Ein Ruck ging durch die Maschine. In das Pfeifen der Luftströmung mischte sich ein neuer Ton.

Drunten zeigten Rauchpilze, Brände und tiefe Krater die Einschläge der bereits geworfenen Bomben an. Aber die Männer an Bord von Ehrenreiche Ju 88 hatten keinen Blick mehr dafür übrig.

»Was ist los?« rief Ehrenreich in sein Mikrofon und arbeitete

hart am Quer- und Seitenruder, denn die Maschine versuchte auszubrechen.

»Flaktreffer an der rechten Tragfläche. Ein Loch von ungefähr einen halben Meter Durchmesser«, meldete Floda, der als einziger von der Besatzung die Beschädigung richtig sehen konnte.

»Verfluchter Mist«, schrie der Flugzeugführer. »Alle Bomben raus. – Notwurf!«

Eine riesige Dreck- und Staubwolke zeigte kurz darauf die Einschläge an.

Oberfeldwebel Ehrenreich versuchte verzweifelt, die Maschine in normaler Fluglage zu halten und dem Flakfeuer auszuweichen. Die Zähne fest aufeinandergepreßt, stemmte er sich in die Ruder. Nur widerwillig gehorchte die Maschine, die wie eine müde Krähe in der Luft hing, dem Willen des Piloten.

Ehrenreich drehte auf Heimatkurs, und Floda starnte auf das Loch in der Tragfläche, in dem sich der Fahrtwind fand. Würden sie noch zurückkommen?

Das Flakfeuer lag jetzt ganz dicht. Offenbar hatten die sowjetischen Kanoniere erkannt, daß diese deutsche Maschine lahmgeschossen war und konzentrierten sich nun hauptsächlich auf dieses Ziel.

Floda verspürte plötzlich einen heftigen Schlag in der rechten Leistengegend. Vorsichtig drehte er sich in der engen Bodenlafette auf die Seite.

Er sah, daß die Bola durch einen Flaksplitter aufgerissen war. Aus seiner zerfetzten Kombination floß Blut. Erschreckt preßte er beide Hände auf die Wunde.

»Mich hat's erwischt!« rief er in die Sprechlanlage, dann wurde ihm schwarz vor Augen.

»Er hat unwahrscheinliches Glück gehabt,« sagte der Stabsarzt, der mit einer Schwester neben dem Bett des Unteroffiziers stand. »Gleich wird er aufwachen.«

Wie aus weiter Ferne schienen die Worte an Flodas Ohr zu dringen, aber er erfaßte ihre Bedeutung nicht. Mühsam öffnete er die Augen, schloß sie jedoch sofort wieder.

»Was ist – wo bin ich?« kam es leise von seinen Lippen.

»Im Lazarett, junger Freund. Wir haben Sie wieder ordentlich zusammengeflickt und nach einigen Wochen werden Sie sicherlich schon auf dem Damm sein.«

»Der Flaksplitter!« murmelte Unteroffizier Floda. »War es schlimm?«

»Dem beherzten Eingreifen Ihrer Kameraden verdanken Sie Ihr Leben, denn ohne deren Hilfe wären Sie verblutet. Nun, jetzt ist alles in Ordnung. Wie fühlen Sie sich?«

»Ziemlich mies«, erwiederte Floda, die Augen öffnend und sich umblickend.

»Keine Sorge, das geht bald vorbei. Schwester Margret wird gut für Sie sorgen.«

Die letzten Worte des Arztes hatte Floda schon nicht mehr gehört. Seine Atemzüge verrieten, daß er eingeschlafen war.

»Der beste Weg, schnell gesund zu werden«, meinte der Stabsarzt und wandte sich dem nächsten Verwundeten zu.

Einige Wochen blieb Unteroffizier Floda im Feldlazarett von Smolensk, dann wurde er nach Deutschland geschickt. Genesungsuraub!

Manch einer der Kameraden beneidete ihn darum, aber Floda war kreuzunglücklich, denn man hatte ihn für flugunfähig erklärt. Für ihn war eine Welt zusammengebrachen.

*

Floda hatte nun schon zwei Wochen in der Fallschirmschule Wittstock hinter sich. Er war als Schreibstabenunteroffizier bei der 4. Kompanie eingesetzt worden. Eine langweilige Tätigkeit, wie er fand, aber sie hatte ihm die Freundschaft des Ausbilders, Unteroffizier Herbst, eingebracht.

Die öden Abende schlügen die beiden Männer manchmal in einer Kneipe tot. Auch heute hatten sie den langen Weg in die Stadt nicht gescheut, um der Eintönigkeit zu entgehen.

Als sie zu später Stunde in den Fliegerhorst zurückkehrten, kam ihnen auf der menschenleeren Straße ein Wehrmachtfahrzeug entgegen. Die verdunkelten Scheinwerfer des Wagens warfen nur ein schwaches Licht auf das Pflaster.

»Schau mal«, sagte Unteroffizier Herbst, der einen über den Durst getrunken hatte, »die holen uns ab, damit wir nicht so weit zu laufen brauchen!«

Floda zog den Kameraden zur Seite. Im nächsten Augenblick hielt das Fahrzeug neben ihnen.

Ein Oberleutnant stieg aus. Floda kannte ihn nur vom Sehen.

»Was macht ihr denn noch hier, Herbst?« wollte der Offizier wissen.

»Sind gerade auf dem Heimweg, haben einen kleinen Bummel gemacht, Herr Oberleutnant.«

»Dann saust mal so schnell wie möglich zum Horst. Es ist Alarm, und wir sind unterwegs, alle auswärts Schlafenden zu benachrichtigen.«

»Ist ein prima Kerl«, meinte Herbst, als der Wagen wieder anfuhr. »War mit ihm zusammen in Holland im Einsatz. Er hat eine Kopfwunde abgekriegt und bekommt manchmal krampfartige Anfälle. Zur Entlassung reichte das aber nicht, da muß man schon den Kopf unterm Arm tragen.«

Im Fliegerhorst herrschte ein mächtiges Durcheinander. Alles war auf den Beinen. Sie kamen gerade noch zum Antreten zurecht.

Der Kompaniechef, Oberleutnant Meier, gab bekannt, daß Briten und Amerikaner in Algerien gelandet seien und in Kürze nach Osten vorstoßen würden. Die Ausbildungskompanien der Schule sollten zu einem Sperrverband zusammengestellt werden, der nach dem Kommandeur, Oberst Barenthin, benannt werden würde. In einigen Stunden würde die

Einkleidung und der Abtransport nach Tunesien erfolgen.

Der Spieß gab noch einige Anweisungen und ließ dann den Haufen wegtreten.

Unruhe verbreitete sich unter den Soldaten, die so plötzlich in ein fremdes Land verlegt werden sollten. Viele begannen in ihren Stuben lautstark zu diskutieren, andere legten sich aufs Bett und versuchten sich über die neue Situation klarzuwerden oder zu schlafen.

Herbst und Floda gingen indessen in den Waschraum und gossen sich eiskaltes Wasser über den Kopf, um das vernebelte Hirn wieder auf Vordermann zu bringen.

In einer der Flughallen entluden inzwischen Angehörige der Horstkompanie große Kisten mit Tropenausrüstung. Der Inhalt wurde – nach Größen geordnet – auf dem Betonboden gestapelt.

Drei Stunden später wurde die 4. Kompanie zum Einkleiden befohlen.

Zugweise wurden die Männer zu der Halle geführt, empfingen weiße Unterwäsche und Socken, khakifarben Uniformen, braune Schuhe und sogar einen richtigen Tropenhelm einschließlich Staubbrille.

Während auf dem Anschlußgleis Waffen und Fahrzeuge auf offene Güterwagen verladen wurden, erhielten die Männer ein reichhaltiges Frühstück. Neben dem obligatorischen Muckefuck (Malzkaffee) wurden Brot, Butter und Wurst in ansehnlichen Portionen ausgegeben.

»Unsere Henkersmahlzeit«, sagte der Gefreite Baldauf und belegte eine Scheibe Brot dick mit Hartwurst, »denn sonst sind die Verwaltungscheinis nicht so spendabel.«

»Dann hau noch mal kräftig rein«, meinte sein Kumpel Karge, mit vollem Mund kauend.

In diesem Augenblick betrat Gruppenführer Schack die Stube. Mißmutig blickte er sich um und sagte:

»Hört zu, Leute. Gleich nach dem Frühstück wird gepackt.

Mitgenommen werden nur die Ausrüstungsstücke, die ihr vorhin empfangen habt. Daß mir keiner auf den Gedanken kommt, seinen blauen Wintermantel mitzunehmen! Außerdem sind wir um neun Uhr mit Handgranatenwerfen dran. Das ist besonders für die Kameraden wichtig, die noch nie so ein Ding in der Hand hatten. Das war's.«

»Unser Gruppenkapo strahlt nicht gerade große Zuversicht aus«, meinte einer, als der Stubenälteste gegangen war.

»Der war schon im Einsatz und weiß, was auf uns zukommt«, sagte ein anderer.

Die meisten von uns haben das Feuerwerk immer nur in der Wochenschau gesehen«, erklärte Baldauf.

»Tunesien – Nordafrika, wird eine ganze Weile dauern, bis wir dort sind«, ließ Karge sich hören. Es klang, als wolle er den unangenehmen Gedanken an diesen Kriegsschauplatz weit von sich schieben.

Gleich nach Mittag wurden geschlossene Güterwagen auf das Abstellgleis geschoben, Lastwagen der Horstkompanie brachten Strohballen heran, die auf die Waggons verteilt und auf dem Boden ausgebreitet wurden.

Gegen fünfzehn Uhr war es dann soweit.

Die Zug- und Gruppenführer überwachten das Einsteigen. Jeweils drei Gruppen wurden in einem Waggon untergebracht und richteten sich für einige Tage ein. Das Rauchen war der Feuergefahr wegen grundsätzlich verboten.

Über Berlin ging es ohne Aufenthalt dem Süden zu, und am Morgen hatten sie München erreicht.

Die Nacht war kalt, und an Schlaf war nicht zu denken gewesen. Die zwei dünnen Decken, die jeder bei sich trug, hatten nicht ausgereicht, den Körper zu erwärmen.

Auf der Fahrt zum Brennerpaß steigerte sich die Kälte noch. Die Wachtposten auf den offenen Waggons, die an den Fliegerabwehrgeschützen standen, hatten darunter besonders zu

leiden. Dabei war ihre Verantwortung noch größer geworden, denn in München hatte man einige Wagen, die mit Panzern beladen waren, an den Zug angekoppelt. Zudem wurden sie von Staub und Rauch belästigt, die sich bei der Durchfahrt durch die vielen Tunnels auf die Lungen der Männer legten. Durst quälte sie, denn seit der Abfahrt von München hatten sie nichts mehr zu trinken bekommen.

Ein Aufatmen ging durch den Zug, als um die Mittagszeit auf dem Güterbahnhof von Bologna gehalten wurde. Hier sollte eine dreistündige Pause eingelegt werden.

Müde, hungrig, dreckig und von Durst geplagt, drängten sich die Männer an die offenen Türen und warteten. Jeder erhielt einen Liter Rotwein, den die meisten in großen Zügen durch die Kehle laufen ließen.

Danach stellte sich endlich der Schlaf ein, und kaum einer der Männer bemerkte, wie der Zug wieder anrollte.

Nach zwei Tagen war Halt in Caserta, und hier ergab sich die erste Gelegenheit, ausgiebig zu baden. In der Nacht ging es dann weiter, vorbei am Vesuv mit seinem roten Feuerschein, der über den Himmel zuckte. Dieser Anblick blieb vielen unvergessen.

Endlich erreichte der Transport Trapani am Westzipfel Siziliens. Unter den neugierigen Blicken der italienischen Zivilbevölkerung marschierten die Ankömmlinge zur Milizkaserne, die als Unterkunft für sie vorgesehen war. Inzwischen holten einige Lastwagen der verbündeten Streitkräfte das Gepäck vom Bahnhof ab.

In Trapani gab es einige Tage Aufenthalt. Der Luftfrachtraum reichte nicht aus, den »Sperrverband Barenthin« über das Meer zu bringen. Deshalb wurden die Fahrzeuge auf Fähren verladen, die im Schutz der Nacht ihren Weg nach Tunesien nahmen.

Für die Männer der 4. Kompanie erfolgte der Überflug viel zu schnell. Nach einem leichten Frühstück mit einer

Sonderration Schokolade wurden sie auf die verschiedenen Maschinen verteilt. Eine hektische Fröhlichkeit machte sich breit – ein Versuch, die aufsteigende Beklemmung zu überspielen.

Wider Erwarten ging alles gut, was nach Aussagen der Flugzeugbesatzung nur selten der Fall war. Meistens pickten die feindlichen Langstreckenjäger einige Maschinen aus dem Pulk heraus und putzten sie vom Himmel. Doch bei diesem Konvoi flogen genügend deutsche Jäger als Jagdschutz mit.

Schließlich sahen die Fallschirmjäger vor sich die tunesische Küste auftauchen. Gelber Sand, verkrüppelte Sträucher und öde Bergrücken huschten unter den tieffliegenden Maschinen vorbei, ehe sie in Bizerta zur Landung ansetzten.

Vom Rand des Flugplatzes aus verfolgten Araber neugierig das Geschehen, während die deutschen Soldaten die fremdartigen Gestalten betrachteten, deren rote Feze in der Sonne leuchteten.

Nach dem Entladen kehrten die Transportmaschinen sofort wieder zurück. Sie nahmen Gefangene und Verwundete mit. Jedes längere Verweilen auf dem Flugplatz wäre gefährlich gewesen, denn jeden Moment konnten feindliche Jagdbomber auftauchen und die Maschinen am Boden zerstören.

Der Rückflug selbst verlief meist ungestört, weil die gegnerischen Piloten wußten, daß mit den Transportflugzeugen auch ihre in die Hand des Feindes geratenen Kameraden ausgeflogen wurden.

Der Kompaniechef ließ die Männer antreten und teilte ihnen in düren Worten mit:

»Unsere Fahrzeuge stehen noch im Hafen und sind nicht einsatzbereit – es wird längere Zeit dauern, sie zu entladen. Das heißt, wir marschieren nach Manteur und müssen genau sechsunddreißig Kilometer auf den Socken herunterreißen. Alles Gepäck bleibt hier und wird von den Kraftfahrern mitgebracht. Lediglich Waffen und ausreichend Munition

müssen mitgenommen werden. Um die Maschinengewehr-munition zu befördern, stehen uns zwei Seitenwagenräder zur Verfügung.«

Es wurde ein harter Weg. Die Novembersonne brannte unbarmherzig vom Himmel und trieb den Männern den Schweiß aus allen Poren. Zudem drückten die neuen Schuhe, und schon bald hatten die meisten Blasen an den Füßen. Aber mit dem gewohnten Gleichmut der Landser schleppten sie sich bis zum Einbruch der Dunkelheit weiter.

Besorgt betrachtete Oberleutnant Meier seine Einheit und beschloß, die Nacht im nächsten kleinen Ort zu verbringen. In einer großen Getreidehalle fielen die Männer eine Stunde später auf die Kornsäcke, ihre wunden Füße den Sanitätern überlassend.

Der Weitermarsch am nächsten Morgen war ähnlich beschwerlich. Die Straße schien sich endlos zu dehnen, und es dauerte bis Mittag, ehe der Haufen Mateur erreichte und dort Quartier beziehen konnte. In der Unterkunft gab es dann ein Eintopfgericht und drei Tage Ruhe.

Mitten in der Nacht gab es Alarm. Innerhalb zwanzig Minuten verließ die Kompanie die Stadt. Im Eilmarsch ging es auf der Straße nach Jefna nach Westen, den sich drohend vom dunklen Nachthimmel abhebenden Bergen entgegen. Einige Kilometer außerhalb der Ortschaft – in der Nähe einer französischen Ferme – wurden Stellungen ausgehoben und besetzt. Bis zum Morgengrauen war ein Sperrriegel beiderseits der Straße gebildet.

Aus westlicher Richtung klang schwacher Kampflärm herüber. Blutrot stieg die Sonne am Horizont empor, doch schon wenig später zogen dunkle Wolken auf, und es begann zu gießen.

Sorgsam deckten die Soldaten ihre schußbereiten Waffen mit Zeltplanen ab, während sie die Stellung weiter ausbauten. Zunächst wußte niemand so recht, weshalb sie sich hier

eingraben sollten, doch dann sickerte durch, daß vorn im Jefna-Tunnel Major Witzig mit seinem Fallschirmjäger-Pionierbataillon liege und die Briten angreifen würden.

»Paßt gut auf!« schärzte Feldwebel Gruber vom I. Zug den Männern ein, während er die Runde machte. »Laßt euch nicht durch den Regen ablenken!«

»Sauwetter!« fluchte Jäger Blume und schüttelte das Wasser von der umgehängten Zeltplane.

So überraschend der Regen gekommen war, so schnell hörte er auch wieder auf, und in den wärmenden Strahlen der Sonne verflog auch die miese Laune rasch wieder.

Blume schob seinen Springerhelm ins Genick und schüttelte sich. Sein »Knochensack« (Fallschirmjägerkombination = Kampfanzug) war an einigen Stellen durchgeweicht. Gemächlich kramte er dann das Reinigungsgerät hervor und begann die Waffe zu reinigen und einzölen. Er schlug dabei nach einer Fliege, die ihn hartnäckig umschwärzte. Und während seine Hände mechanisch ihre Arbeit taten, schweiften seine Gedanken in die Heimat.

»Mensch, zieh den Kopf ein!« riß ihn die Stimme des Feldwebels aus seinen Träumen.

Blume schreckte hoch, sah die »Lightnings« dicht über dem Erdboden heranrasen. Schüsse krachten, das Hämmern der Maschinengewehre mischte sich ein. Die amerikanischen Doppelrumpfmaschinen beharkten die deutschen Stellungen.

Es prasselte rund um die Deckungslöcher der Jäger. Krachend fetzten die Geschosse in den Erdboden.

Im benachbarten Schützenloch schrie einer auf. Sein Gesicht war schmerzverzerrt. Er preßte beide Hände gegen seinen Springerhelm, drehte sich dann um die eigene Achse und sank zusammen.

Obwohl Blume seinen ersten Einsatz mitmachte, wußte er, daß für den Kameraden jede Hilfe zu spät kommen würde. Er hatte auch keine Zeit, sich weiter damit zu befassen, denn jetzt

lag sein Deckungsloch unter Beschuß. Erdbrocken wirbelten durch die Luft, Querschläger surrten gefährlich nahe vorbei.

Blume machte sich so schmal wie möglich, immer die Angst im Nacken. Er kam erst wieder hoch, als das Motorengeräusch der abfliegenden Maschinen in der Ferne verklang. Dann krabbelte er aus seiner Deckung, schüttelte den Dreck von sich ab und sah, wie einige Kameraden die Gefallenen zusammentrugen.

»Das waren unsere ersten Senge«, brummte er dabei vor sich hin, »wer weiß, wie oft wir noch welche bekommen werden. Und ich habe mich freiwillig zu den Fallschirmjägern gemeldet!«

Inzwischen hatte der Kompaniechef seinen Gefechtsstand in einem Wasserdurchlaß unter der Straße eingerichtet. Durch die Betonierung war er ziemlich sicher, und die offenen Seiten wurden durch einen schnell aufgeschütteten Erdwall abgedichtet. In dem Unterstand fand der ganze Kompanietrupp, zu dem jetzt auch Unteroffizier Floda gehörte, Platz. Von hier aus hatte man auch eine gute Sicht auf das Vorfeld, in dem, etwa einen Kilometer entfernt, das graue Band der Straße zwischen den Bergen verschwand.

»Funkspruch, Herr Oberleutnant«, sagte der Funker und reichte dem Chef das Blatt eines Meldeblocks herüber.

»Panzeralarm«, las der Oberleutnant. »Vorn sind fünf britische Panzer durchgebrochen und bewegen sich der Straße entlang auf uns zu. Melder!«

Diese wurden mit dem Befehl losgeschickt, daß sofort Panzerschnellsperren zu errichten, seien.

In aller Eile wurden Panzerminen ins Vorfeld getragen, dort zu einem Minenriegel verlegt und scharfgemacht. Weitere Minen und geballte Ladungen wurden für die Panzernahbekämpfung bereitgelegt. Danach warteten die Jäger und starrten gebannt auf die Straße, wo die Panzer auftauchen mußten.

Plötzlich war schwaches Motorengeräusch zu hören.

»Mensch, schau mal – da kommt tatsächlich eine Achtacht (8,8-cm-Flak) angebrummt. Das Afrikakorps kann also doch noch etwas bieten.« Der Kompanietruppführer, Oberfeldwebel Giese, zeigte mit ausgestrecktem Arm nach hinten.

Floda blickte in die angezeigte Richtung und sah das Halbkettenfahrzeug mit der angehängten Kanone. Etwa einhundertfünfzig Meter hinter dem Gefechtsstand wurde die Kanone abgeprotzt. Die Zugmaschine fuhr hinter einer dichten Baumreihe in Deckung. In unglaublich kurzer Zeit war das Geschütz feuerbereit.

Die Erregung wuchs von Minute zu Minute. Dann kam das Kommando: »Feuer!« Er wurde von einem scharfen Knall übertönt.

Unwillkürlich zog Unteroffizier Floda den Kopf ein. Jaulend flog die Granate dem ersten Panzer entgegen. Instinktiv suchte Floda im Wasserdurchlaß Deckung.

Staub und Rauch verhüllten für einige Sekunden die Kanone. Als die Sicht wieder klar war, verließ schon der zweite Schuß das Rohr. Die Granate verfehlte ihr Ziel nur knapp, der dritte Schuß saß jedoch genau auf dem Turmansatz des Panzers und sprengte ihn ab. Der Besatzung blieb keine Zeit, auch nur einen Schuß abzugeben.

Ein zweiter Panzer griff in den Kampf ein, doch seine Granaten schlügen weit entfernt ein und verursachten keinen Schaden. Mit aufheulenden Motoren zogen sich die restlichen Kampfwagen zurück, wobei Infanteristen die am Schluß fahrenden außer Gefecht setzen konnten.

Zwei Tage später wurde die Kompanie in das bergige Gelände vorverlegt. Der nächtliche Marsch dauerte fast fünf Stunden. Todmüde erreichten die Männer im beginnenden Tageslicht die Höhe 361, die etwa zwanzig Kilometer südwestlich von Mateur lag. An ihrem Fuß stand eine Ferme (Bauernhof), die

der Kompanietrupp als Stützpunkt wählte. Die Berge wurden von den Zügen I-III besetzt. Im allgemeinen war ein etwa vier Kilometer breiter Abschnitt zu sichern.

In mühevoller Arbeit mußten Stollen in das Gestein getrieben werden, welche die Munitionsvorräte aufnehmen und die Verteidiger gegen Fliegerangriffe schützen sollten.

Der Stützpunktausbau zog sich bis Weihnachten hin und wurde ständig von feindlichen Beobachtungsmaschinen kontrolliert. Während der Feiertage wurden die Arbeiten eingestellt, und die Soldaten genossen ihre Sonderzuteilung an Verpflegung, Tabakwaren und Getränken. Der Wein floß reichlich, und manch einer war nicht mehr sicher auf den Beinen. Doch der Oberleutnant drückte diesmal ein Auge zu.

Nach dem Fest setzte eine längere Regenperiode ein, die den Boden schmierig machte und den Ausbau der Stellungen erheblich erschwerte.

Der Stellungsbau blieb dem Gegner natürlich nicht verborgen. In unregelmäßigen Zeitabständen flogen britische Jagdflugzeuge die Stützpunkte an, drehten eine Runde in sicherer Entfernung und verschwanden. Offensichtlich wollten sie feststellen, was die Deutschen machten.

Am 2. Januar wurde einer der gegnerischen Piloten jedoch zu neugierig. Er wagte sich näher an die Front heran als sonst.

Da eröffnete der Gefreite am Fliegerabwehr-MG das Feuer. Mit viel Glück landete er mehrere Treffer und sah, wie sich Fetzen von der Maschine lösten. Heulend jagte das Flugzeug auf ihn zu, glitt in wenigen Metern Höhe über den Stützpunkt hinweg und setzte einen halben Kilometer dahinter zur Bauchlandung an. Der Pilot kroch heraus und verschwand zwischen den Büschen.

Keine Sekunde zu früh, denn sofort danach fing das Flugzeug Feuer und brannte völlig aus.

Der Zugführer rief sofort einige Männer zusammen und rannte mit ihnen zur Absturzstelle. Sie durchsuchten die

Umgebung und holten den Briten schließlich aus seinem Versteck. Bis auf einige Schrammen war der Pilot unverletzt, stand jedoch unter Schockeinwirkung und ließ sich widerstandslos abführen.

Oberleutnant Meier vernahm den Gefangenen. Im Verlauf des Gesprächs erfuhr er, daß ausgerechnet sein Abschnitt für einen Durchbruchsangriff in Richtung Tunis vorgesehen sei.

Und das gerade jetzt, wo ich die Kompanie verlassen soll, dachte er. Ihm war nicht wohl bei dem Gedanken.

Einige Tage später teilte er seinen Truppführern anlässlich der abendlichen Besprechung mit: »Übermorgen muß ich den Kradschützenzug des Regiments übernehmen. Eine Aufgabe, die mir ganz und gar nicht schmeckt, aber der Oberst ist da anderer Ansicht.« Er lächelte gequält und fuhr fort: »Ich hoffe, ihr behaltet mich in guter Erinnerung.«

»Sie gehen weg?« fragte Oberfeldwebel Giese bestürzt.
»Und wer wird Ihre Stelle einnehmen, Herr Oberleutnant?«

»Oberleutnant Schmökowitz.«

»Was, der Dicke?« entfuhr es dem Oberfeldwebel. »Na, das kann ja heiter werden!«

»Sie scheinen keine gute Meinung von meinem Nachfolger zu haben, Giese!« rügte der Kompaniechef. »Ich habe aber auch eine erfreuliche Nachricht: Morgen kommt Leutnant Mühler. Das ist ein wirklich patenter Bursche. Ich kenne ihn persönlich sehr gut und kann nur sagen, mit ihm werdet ihr gut zurechtkommen. Außerdem ist er bestimmt in der Lage, den ›Dicken‹ ein wenig an der Leine zu halten.«

»Verdammter Mist!« maulte Giese. »Auf den Schreck muß ich einen trinken.«

Er stand auf und füllte seinen Feldbecher mit Wein, der in einem großen Krug in der Ecke des Stollens stand. Er leerte den Becher in einem Zug, holte dann tief Luft.

»Ich wollte Sie ja mitnehmen«, bemerkte der Chef nach einer kleinen Pause. »Der Kommandeur will aber nichts davon

wissen. Er meinte, Sie müßten als ruhender Pol bei der Kompanie bleiben, und in dieser Hinsicht muß ich ihm beipflichten. Zwei neue Offiziere in einer Einheit – und einer davon Schmökwitz – das könnte leicht ins Auge gehen!«

In dieser Nacht schließt Oberfeldwebel Giese schlecht. Der Wechsel der Kompaniechefs beunruhigte ihn mehr, als er sich eingestehen möchte. Bei Oberleutnant Meier hatte man wenigstens gewußt, woran man war, und jeder in der Kompanie hatte ihn gemocht. Er war immer ein beispielgebender und gerechter Vorgesetzter gewesen.

Schon zwei Tage später verspürte die Kompanie den neuen Wind, der jetzt wehte. Oberfeldwebel Gieses Befürchtungen bestätigten sich voll und ganz.

Nachdem Oberleutnant Meier sich von jedem seiner Männer mit Handschlag verabschiedet und ihnen viel Glück gewünscht hatte, war Leutnant Mühler eingeführt worden. Er war Berliner, und Giese fand ihn auf Anhieb sympathisch. Dieser Eindruck vertiefte sich später noch bei einem persönlichen Gespräch, das der Leutnant und der Oberfeldwebel miteinander führten.

Und nun stand dem Kompanietrupp die erste Begegnung mit dem neuen Kompanieführer bevor. Oberfeldwebel Giese hatte antreten lassen, denn ein Beobachter hatte ihm gemeldet, daß Oberleutnant Schmökwitz bereits eingetroffen sei.

Vor dem Gefechtsstand hielt ein Beiwagenkrad. Aus dem Beiwagen stieg schwerfällig ein mittelgroßer, ziemlich beleibter Mann, der kurzatmig zu sein schien.

Leutnant Mühler meldete die Kompanie, die durch die angetretenen Soldaten des Kompanietrupps symbolisch dargestellt wurde.

Schmökwitz dankte und begrüßte die Männer freundlich, ließ sich Namen und Herkunft nennen. Er gab sich sehr leutselig und verschwand nach der Vorstellung mit Mühler im

Gefechtsstand, um die Übernahme vorzunehmen.

»Der sieht eigentlich gar nicht so bärbeißig aus, wie erzählt wird«, sagte Floda zu Giese, der noch mit ihm im Freien stand.

»Täusch dich nicht, mein Junge. Mit dem werden wir alle noch unser blaues Wunder erleben. Das ist einer, der andere zur Minna macht, sobald es einen Vorteil für ihn bedeutet. Ich bedaure die arme Sau, die er zum Putzer bestimmt. Bisher hat er jedem seiner Burschen ein paar Tage Bau verpaßt.«

Schon nach den ersten Tagen der Eingewöhnung blieb der Oberleutnant seinem Ruf nichts schuldig. Es hagelte Bestrafungen, er wechselte die Putzer wie schmutzige Hemden. Er ließ sogar auf der Ferme einen Schauprozeß veranstalten, zu dem seine »Spezialfreunde« als Zuschauer erscheinen mußten. Der den Vorsitz führende Kriegsgerichtsrat ließ sich dann auch nicht lumpen und verdonnerte einen Jäger zu einer langen Gefängnisstrafe, obwohl nur ein geringfügiges Wachvergehen vorlag.

Leutnant Mühler, der mit Giese der Verhandlung beiwohnte, wurde bleich und lief anschließend rot an. Er schämte sich unsagbar wegen dieser Farce.

Zwei Tage später war Oberfeldwebel Giese verwundet worden. Der Kompanietrupp hatte im Rücken des Feindes eine Straße gesprengt, und der Gegner hatte große Verluste erlitten. Bei der anschließenden Verfolgung durch den Feind hatte es den Oberfeldwebel dann erwischt. Trotz größter Schwierigkeiten war es seinen Kameraden gelungen, Giese zurückzubringen.

Nun war er auf dem Weg nach Tunis, von wo er ausgeflogen werden sollte. Die Führung des Kompanietrupps übernahm Feldwebel Frank.

Als zweiter fiel der Gefreite Bohn aus, der zu den Briten desertiert war, weil Schmökowitz ihm ein Kriegsgerichtsverfahren anhängen wollte. Bohn hatte sich in deutlicher Weise über den Oberleutnant ausgelassen und war dabei von diesem

belauscht worden.

Die Stimmung im Kompanietrupp war alles andere als gut. In diese vergiftete Atmosphäre platzte am 27. Februar der Kompaniechef mit seiner Neuigkeit:

»Am 1.3. verlegen wir zu den drei Araberhütten, die einen Kilometer vor dem zweiten Zug liegen. Von dort geht es dann weiter durch die Berge zur Straße Beja-Tabarka. Ja, die Faulenzerzeit ist vorbei!«

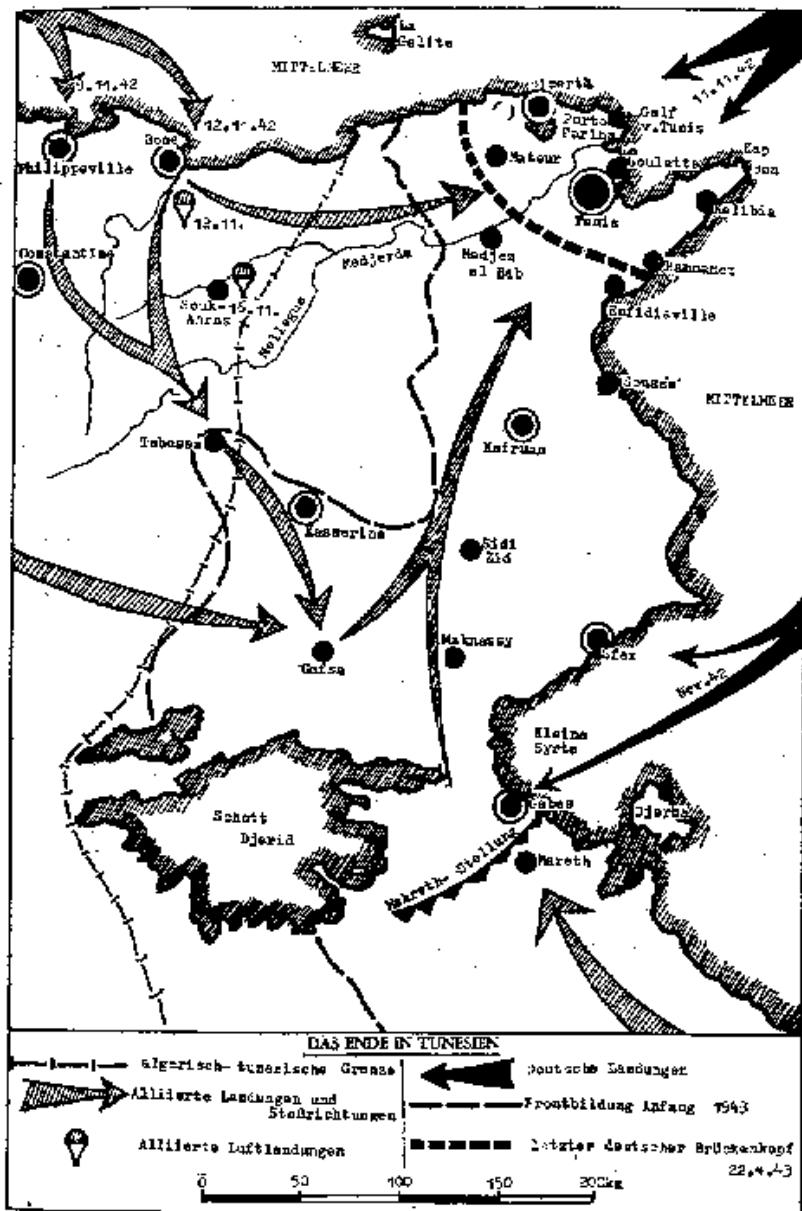
Er blickte die Zugführer der Reihe nach an, die er zu der Dienstbesprechung in seinem Gefechtsstand versammelt hatte. Dann fuhr er fort: »Die Hütten benutzen wir lediglich als Nachtquartier, und am folgenden Morgen verladen die Züge ihr Gepäck auf Esel. Der Troß wird die erforderlichen Tragtiere anmieten. Der Angriff ist auf Sedjenane geplant. Bis zum Aufbruch werden die Wachen voll besetzt. Ab sofort ist die Bereitschaft zur Verlegung herzustellen. Ich hoffe, daß alles klappt!«

Schmökwtz gab noch einige nebensächliche Anweisungen, dann entließ er die Zugführer.

Unteroffizier Ahrent, der mit einer Gruppe von sechs Soldaten eine beherrschende Höhe in zwei Kilometer Entfernung besetzt hielt, hatte ebenfalls an der Besprechung teilgenommen. Jetzt war er auf dem Rückweg zu seinem vorgeschobenen Feldposten.

Schade um den bombensicheren Unterstand, dachte er. Die Stollen haben uns eine Menge Zeit und Kraft gekostet. Jetzt müssen wir mit der Schanzerei wieder von vorn anfangen! Und die viele Munition, die darin lagert. Einen solchen Befehl hätte Oberleutnant Meier nie gegeben!

In der Stellung angekommen, zog Ahrent sich müde in sein Loch zurück und schloß die darüber gespannte Zeltbahn. Wie seine Männer, mußte auch er Wache schieben. Seine begann diesmal um Mitternacht.



Unteroffizier Ahrent schreckte durch ein Geräusch hoch. Er war sofort hellwach und preßte sich gegen den Boden seines Loches. Rufen konnte er nicht mehr, denn im gleichen Augenblick ging eine Handgranate los – anscheinend das Signal zur Feuereröffnung. Von allen Seiten wurde jetzt geschossen, Eihandgranaten fielen über das Drahthindernis.

Blitzschnell war der Unteroffizier aus dem Loch heraus und glitt, dicht an den Boden gepreßt, in seinen Kampfstand.

»Nur auf erkannte Ziele schießen!« brüllte er. »Nehmt Handgranaten und laßt sie nicht heran!«

Jeder Kampfstand war reichlich mit Munition und Handgranaten versehen. Außerdem hatte Ahrent eine sogenannte »Pionierschweinerei« eingebaut, die aber nur im äußersten Notfall eingesetzt werden sollte.

Ahrent schoß mehrere Leuchtkugeln in den dunklen Himmel, um das Vorfeld zu erhellen. Im, Licht der an Fallschirmen niederschwebenden Leuchtsätze sah er einige seiner Männer vor dem Drahthindernis liegen, die in rascher Folge ein halbes Dutzend Handgranaten abzogen und zum Gegner hinüberwarfen.

Das Feuer des Feindes verstärkte sich jetzt beträchtlich. Es mußte ein ganzer Zug sein, der sich da im Schutz der Dunkelheit herangeschlichen hatte. Die Verteidiger wurden regelrecht eingedeckt und konnten kaum noch den Kopf heben.

Plötzlich ein Blitz, ein ohrenbetäubender Knall. Geblendet schloß Ahrent die Augen. Er wußte sofort, was passiert war. Die Engländer hatten eine gestreckte Ladung unter das Hindernis geschoben und einen Durchgang gesprengt.

Das war ein Moment höchster Gefahr, denn sobald der Feind durch diese Lücke eindrang, war der Ofen aus. Dann konnten sie nur noch hoffen, daß ihre »Überraschung« auch funktionieren würde.

Fünf Meter vor dem Drahthindernis hatte Ahrent Löcher ausheben, sie mit je zehn Kilogramm Sprengstoff und Steinen

füllen und sorgfältig wieder tarnen lassen. Durch Stahldrähte, die mit dem Zugzünder verbunden waren, konnten die Ladungen aus der Stellung heraus gezündet werden.

Als die Tommies zum Angriff ansetzten, zog Ahrent an allen Drähten.

Rings um die Postenstellung tat sich die Hölle auf. Ein Hagel von Geröllbrocken und Steinsplittern rauschte auf die Angreifer nieder. Die Wirkung war verheerend. Schaurig hallten Schreie Verwundeter durch die Nacht, schlagartig verstummen die Waffen auf der anderen Seite.

»Los, Feuer aus allen Waffen! Jetzt kommt es darauf an!« schrie der Unteroffizier seinen Männern zu.

Ihre Erstarrung wich, und sie schossen, was aus den Läufen ging, denn ihre einzige Chance bestand darin, den Feind in Panik zu versetzen.

Der Gegner, im Ansturm fast ohne Deckung, hatte durch die Splitterwirkung schwere Verluste zu verzeichnen, der anschließende Feuerüberfall aus der Kastenstellung gab ihm nun den Rest. In wilder Flucht stoben die unverletzten Briten davon, ihre Toten und Verwundeten zurücklassend.

Ahrent ließ noch einige Garben hinterherschießen, dann befahl er Einstellung des Feuers. Glücklicherweise waren nur zwei seiner Männer leicht verletzt worden.

»Alles bleibt in den Kampfständen. Ich glaube zwar nicht, daß sie noch einmal zurückkommen, aber wir können uns keine neue Überraschung leisten.«

»Was machen wir mit den verwundeten Tommies, Herr Unteroffizier?«

»Die müssen bis zum Morgen warten. In der Dunkelheit geht mir keiner aus der Stellung!«

Die klagenden Rufe und Schmerzensschreie im Vorfeld zerrten an den Nerven der Soldaten, und Ahrent war mehrmals nahe daran, ihnen zu erlauben, sich der Verwundeten anzunehmen. Doch immer hielt ihn die Verantwortung für

seine Männer davon ab. Er durfte in dieser Lage kein Risiko eingehen. Sie waren nur zu siebt, und auf Hilfe von der Kompanie konnte er zu dieser Zeit noch nicht hoffen. So hart es war, Mitleid konnte die eigene Sicherheit gefährden.

Als die Schießerei begann, hatte Oberleutnant Schmökwitz die ganze Kompanie alarmiert. Auf allen Stützpunkten waren die Kampfstände besetzt und die Posten verstärkt worden. Außerdem schickte er einen Spähtrupp zu dem vorgeschobenen Posten, der die Lage erkunden sollte.

Es fehlte nicht viel, und die Männer wären in das eigene Maschinengewehrfeuer gelaufen, das ihnen von allen Seiten prasselnd entgegenschlug. Sie warfen sich zu Boden, und Herbe, der Spähtruppführer, rief: »Nicht schießen! Wir sind von der Kompanie.«

Das Feuer wurde sofort eingestellt, und wenige Sekunden später war die Stimme von Unteroffizier Ahrent zu hören: »Bis du es, Hanne?«

»Ja!« schallte es zurück.

»In Ordnung. Kommt herauf!«

Mit weichen Knien gingen die Männer auf die Stellung zu. Einer stolperte über eine Leiche. Wieder wurden die flehenden Hilferufe der Engländer laut und jagten den Männern einen Schauer über den Rücken.

Ahrent, der sie mit der Taschenlampe empfing, meinte:

»Da hast du aber Glück gehabt. Es hätte nicht viel gefehlt und wir hätten euch...«

»Das habe ich gemerkt«, entgegnete Herbe. »Was war denn hier los?«

»Die Tommys wollten uns ausheben. Wir sind aber noch einmal davongekommen.«

Im Osten kündigte sich der neue Tag an. Es wurde langsam hell, und Ahrent konnte fünf Gefallene und sieben Verwundete ausmachen. Erst jetzt erlaubte der Unteroffizier, die

gegnerischen Soldaten zu bergen und zu versorgen.

Zwei Landser leisteten erste Hilfe. Das Ausmaß der Verwundeten erschreckte sie.

Der Spähtrupp kehrte wieder zu seiner Ausgangsstellung zurück, und Herbe machte Meldung.

Leutnant Mühler stellte sofort eine zehn Mann starke Gruppe zusammen, die mit vier Tragieren die Verwundeten des Gegners holen sollte. Der arabische Besitzer der Ferme schickte noch einige Einheimische mit. Die Toten wurden an Ort und Stelle begraben, und die Postenstellung wurde noch am gleichen Tag aufgelöst. Unteroffizier Ahrent und seine Männer kamen zum Kompanietrupp.

Am Morgen des 1. März marschierten die Züge einzeln bis zu den armseligen Hütten und richteten sich dort für die Nacht ein. Die Eseltreiber hatten alle Mühe, die Tiere zusammenzuhalten.

Alle Soldaten, die nicht zum Wachdienst eingeteilt waren, suchten sich einen Platz, an dem sie sich zusammenrollen und dösen konnten – an Schlaf war sowieso nicht zu denken.

Schon am späten Abend hatte es wie aus Wassereimern zu schütten begonnen, und der Regen hörte erst gegen Morgen auf. Die Männer waren bis auf die Haut durchnäßt und warteten sehnstüchtig auf den neuen Tag. Frank wurde unsanft aus kurzem Schlaf gerissen. Eine harte Hand rüttelte an seiner Schulter, eine heisere Stimme krächzte ihm ins Ohr: »Herr Feldwebel, es ist Zeit.«

Schlaftrunken richtete Frank sich auf und sah durch die verfallene Tür einen Schimmer des Morgens heraufdämmern. Der Feldwebel erhob sich, steckte seinen Kopf hinaus und stellte befriedigt fest, daß es einen schönen Tag geben würde.

Auch Leutnant Mühler war inzwischen erwacht. Er streckte sich und gähnte hörbar.

Nach einem kargen Frühstück – einer Scheibe Knäckebrot

mit Sehmalzfleisch – nahm Feldwebel Frank zwei Kochgeschirre und machte sich auf den Weg zur Feldküche. Er hätte auch einen Soldaten schicken können, aber er spürte das Bedürfnis nach Bewegung.

Frank begrüßte den Küchenfeldwebel und ließ sich die Gefäße mit heißem Tee füllen. Als er zu seiner Unterkunft zurückkehrte, war Schmökowitz schon auf, der mit ihm noch einmal alle Anweisungen durchsprach.

Das heiße Getränk weckte die Lebensgeister der Männer. Sie saßen in losen Gruppen herum, wärmen sich die Hände an den Feldbechern. Langsam kam eine ungezwungene Unterhaltung auf, die für kurze Zeit die unangenehme Nacht aus dem Gedächtnis verdrängte.

Eine Stunde später war die Kompanie zum Abmarsch bereit. Der erste Zug übernahm die Spitze. Im Abstand von 500 Metern folgte der Chef mit dem Kompanietrupp, der zweite und dritte Zug schlossen sich an.

Unteroffizier Floda hatte den Befehl erhalten, den Maschinengewehrtrupp zu übernehmen.

Jede Deckung nutzend, näherte sich jetzt der erste Zug den beiden englischen Stützpunkten, die genau in ihrer Marschrichtung lagen. Die Vorsicht war jedoch überflüssig, denn der Feind hatte die Stellung bereits geräumt, und vielerlei Anzeichen deuteten auf ein fluchtartiges Verlassen hin. Im Bunker der Offiziere wurden sogar noch einige Flaschen Whisky und englische Zigaretten gefunden, die der Zugführer in Obhut nahm. Lediglich eine Leuchtfalle des Gegners war noch in Ordnung, die entschärft wurde. Dann ging ein Melder zurück, um die Kompanie zum Nachrücken zu veranlassen.

Oberleutnant Schmökowitz befahl den Weitermarsch. Über den Männern zog ein deutsches Jagdflugzeug dahin, aber niemand kümmerte sich um die FW 190. Plötzlich stellte sich die Maschine auf den Kopf und setzte zum Sturzflug an.

Das heulende Geräusch ließ einige der Männer nach oben

blicken. Zunächst hielten sie das Manöver der Maschine für eine Art Begrüßung, als dann aber an den Flächennasen kleine Rauchwölkchen zu sehen waren, erkannten sie den Ernst der Lage.

Schon prasselten die Geschosse der Bordwaffen zwischen die verdutzten Soldaten. Einer schrie laut auf und fiel auf die Knie, die anderen warfen sich blitzschnell zu Boden und versuchten, sich aus dem Schußfeld zu rollen oder eine Deckung zu finden.

Hart übertönten die Schüsse das Motorengeräusch. Dann wurde die Maschine abgefangen und flog einen weiten Bogen, um erneut anzugreifen.

Leutnant Mühler fing sich als erster. »Fliegersichtzeichen auslegen!« schrie er.

In fieberhafter Eile kamen zwei der Soldaten seinem Befehl nach.

Der Jäger, der bereits zum zweiten Anflug angesetzt hatte, zog die FW 190 hoch, wackelte kurz mit den Tragflächen und verschwand dann in Richtung Osten.

»Verfluchte Sauerei! Beschießt dieser Blödmann seine eigenen Leute!« sagte Schmökritz, kam vom Boden hoch und wischte sich den Dreck von der Uniform. »Was ist mit dem Mann, Sani?«

»Er ist tot«, gab der Sanitäter zurück, der sich um den Getroffenen bemüht hatte.

»Da haben wir den Salat. Diesen Armleuchter da oben soll der Teufel holen!«

Nachdem die Männer den Kameraden beerdigt hatten, ging es weiter. Bald näherte sich die Kompanie dem Kampfgebiet. Das Wummern schwerer Waffen wurde immer deutlicher. Vor den Soldaten öffneten sich jetzt die Berge und gaben einen breiten Talkessel frei. Ein Bach floß träge dahin. Weiter vorn auf der Straße erkannten sie einen schweren deutschen Panzerspähwagen, der die britischen Stellungen im Hinter-

grund des Tales unter Feuer nahm.

Oberleutnant Schmökwitz ließ die Züge ausschwärmen. Im Schutz der Panzerdeckung arbeiteten sie sich nach vorn. Der Maschinengewehrschütze I sprang in den Bach, Schütze II und III folgten ihm. Das Wasser ging den Männern bis zur Hüfte, aber hier waren sie einigermaßen sicher.

Im gleichen Augenblick setzte dichtes Abwehrfeuer des Gegners ein, das sich speziell auf die freie Fläche konzentrierte, wo die meisten Soldaten der Kompanie lagen. Aber die Garben reichten zu weit und pfiffen über die Köpfe der Angreifer hinweg.

Schmökwitz schickte Melder zu den verstreut liegenden Zügen. Sein Befehl lautete: Der erste Zug greift links, der dritte rechts ausholend an, während das sMG (schweres MG) des zweiten Zuges und die Granatwerfer von der Mitte aus die feindlichen Stellungen unter Feuer nehmen.

Feldwebel Bellermann ließ den zweiten Zug in Stellung gehen und das Feuer eröffnen.

Im Bachlauf hastete Floda mit seinem Trupp auf die britischen Stellungen zu. Etwa dreihundert Meter vom Gegner entfernt, ließ der Unteroffizier das MG in den Kampf eingreifen. Mit kurzen Feuerstößen zwang der Schütze die Engländer immer wieder in Deckung und machte dabei mehrere Male Stellungswechsel, um nicht vom Feuer des Gegners erwischt zu werden.

»sMG braucht Munition!« schallte Bellermanns Stimme durch den Kampflärm.

»Wo sind denn deine Munitionsträger?« rief Frank zurück.

»Gefallen! Die Munition liegt irgendwo im Gelände. Ihr habt doch noch genügend, oder?«

»Ja, es kommt gleich welche nach vorn!« Frank ging gebückt zum MG vor und schickte den Schützen III mit vier Kästen los. In großen Sprüngen hastete dieser zu Bellermann hinüber. Nach wenigen Minuten war er wieder zurück.

»Da sieht es vielleicht aus, Herr Feldwebel. Die ganze MG-Besatzung ist ausgefallen. Feldwebel Bellermann selbst bedient das Maschinengewehr, während seine Leute Munitionskästen zusammensuchen.«

»Braucht er Hilfe?«

»Nein, Herr Feldwebel. Er käme zurecht, sagte er.«

Feuernd näherten sich die beiden Züge den feindlichen Stellungen, und immer wieder traten Verluste ein. Nun lagen sie etwa einhundertfünfzig Meter vor dem Feind und kamen nicht weiter.

Da rauschte es unheilvoll heran. Britische Artillerie legte ein Flächenfeuer auf den Bachgrund und dessen Umgebung.

Schutzsuchend warfen sich die Jäger in das flache Wasser, nur den Kopf hochhaltend. Die Schreie der Verwundeten mischten sich in das Krachen der Granaten. Der Sanitäter hatte alle Hände voll zu tun. Mitten im Feuer kroch er von einem zum anderen und versuchte zu helfen. Die Luft war von beißendem Qualm geschwängert.

Der Panzerspähwagen erhielt einen Treffer und brannte aus. Nur zwei Mann der Besatzung konnten sich in Sicherheit bringen.

Fast eine halbe Stunde dauerte der Artillerieüberfall. Danach befahl Schmökowitz den Sturm.

Leutnant Mühler nahm die Jäger zusammen, die das Gefecht im Bach überstanden hatten und leitete den Angriff ein. Die anderen Züge folgten seinem Beispiel. Pausenlos schießend, arbeiteten sich die Jäger an die feindlichen Stellungen heran.

Der Einbruch gelang. Siebzehn Engländer ergaben sich, die anderen waren rechtzeitig entkommen.

Die Kompanie besetzte die britischen Kampfstände, wobei hochwillkommene Bestände an Tabakwaren und Verpflegung vorgefunden wurden. Anschließend richtete man sich in aller Eile für die Verteidigung her.

Einen großen, mit Sandsäcken geschützten Bunker, nahm

Schmökwitz für sich und den Kompanietrupp in Anspruch. Die Gefangenen wurden in einer leerstehenden Hütte untergebracht, vor deren Tür das Maschinengewehr Stellung bezog. Unter den Briten befand sich auch ein Militärpfarrer, mit dem sich Leutnant Mühler lange unterhielt. Der Geistliche versprach dafür zu sorgen, daß sich die Tommies ruhig verhielten. Am nächsten Tag sollten sie dann zurückgebracht werden. Die Verwundeten hatte der Sanitäter in einem Unterstand versorgt. Nach Einbruch der Dunkelheit sollten sie von einem Krankenwagen abgeholt werden.

Später saßen die beiden Offiziere und die Zugführer im Bunker um einen kleinen Ofen. Der Kompanieführer sprach mit ihnen die Lage durch und gab seine Pläne für den nächsten Tag bekannt. Zuerst ließ er sich die Verluste melden. Zwölf Tote und neunzehn meist schwerverletzte Jäger hatte die Kompanie zu beklagen. Das war ein relativ hoher Ausfall, der damit zu begründen war, daß ein nicht geringer Teil der Soldaten noch keinerlei Kampferfahrung besaß. Frisch von der Schule weg waren sie in den Kampf gegangen, und ihr erster Einsatz war gleichzeitig auch ihr letzter gewesen.

Dem Hauptfeldwebel fiel nun die schwere Aufgabe zu, die letzten Habseligkeiten der Gefallenen in Empfang zu nehmen und ihre Angehörigen zu benachrichtigen. Alle Angaben wurden in einer Meldung zusammengefaßt und mit einem verschlüsselten Funkspruch an das Bataillon durchgegeben.

»Nun zu morgen«, sagte Oberleutnant Schmökwitz abschließend. »Unteroffizier Floda bleibt mit dem Maschinengewehrtrupp hier, läßt von den Gefangenen die Toten einsammeln und begraben. Dann werden die Tommies dem Bataillon übergeben. Danach folgt uns der Trupp.«

Schmökwitz machte eine Pause und fuhr dann fort: »Etwa zwei Kilometer von hier befindet sich eine Korkverladestelle. Der Bahnhof soll als Nachschubbasis für das Regiment dienen. Leutnant Mühler besetzt mit seinen Leuten das Stellwerk und

die Anlage und bleibt vorläufig als Sicherung dort. Die Züge gehen der Straße entlang weiter nach vorn. Tagesziel ist der große Steinbruch neben der Straße. Die Entfernung bis dahin beträgt zehn Kilometer. Der Abmarsch erfolgt um sechs Uhr dreißig.«

Nachdem die Zugführer ihre Gruppenführer eingewiesen hatten, herrschte bald Ruhe in der Stellung. Die Männer mußten Kräfte für den neuen Tag sammeln, der bestimmt nicht leicht werden würde. Nur Unteroffizier Floda fand keinen Schlaf. Eine seltsame Unruhe hielt ihn wach. Er wäre lieber mit Leutnant Mühler gegangen, den er sehr schätzte, statt in dieser Stellung gefangene Tommies zu bewachen.

Die Kompanie hatte sich vor einer Korkeichenplantage festgerannt. Jetzt lag sie im Feuer des Feindes, und es ging keinen Schritt mehr vorwärts.

Die Nachbareinheiten hatten bessere Erfolge erzielt, und so war eine für den Gegner gefährliche Ausbuchtung der Frontlinie entstanden. Um nun nicht durch eine Zangenbewegung der Deutschen abgeschnitten zu werden, zogen sich die Tommies im Schutze der Dunkelheit zurück. Dadurch fiel der Steinbruch den Deutschen kampflos in die Hände. Ein Glücksfall für die Kompanie, die auf knapp sechzig Prozent ihrer früheren Stärke zusammengeschrumpft war.

Leutnant Mühler war bei dem Kampf um das Stellwerk gefallen, das der Trupp zwar zeitweilig besetzen konnte, es dann aber den angreifenden Briten wieder überlassen mußten.

Unteroffizier Flodas dunkle Ahnung hatte sich bestätigt. Ausgerechnet Mühler, der ein wirklich guter Soldat und Kamerad gewesen war, hatte sein Leben lassen müssen!

Der Steinbruch erwies sich als idealer Unterschlupf. In seine steilen Wände hätten die Briten in mühevoller Arbeit beschußsichere Höhlen und Stollen gehauen, und der Bach floß ganz dicht daneben.

Die Männer nahmen die Gelegenheit wahr, ihre Wäsche und die Uniformen zu waschen und zu flicken. Waffen wurden gereinigt und lange fällige Briefe geschrieben.

Zum erstenmal seit Beginn des Vormarsches gab es warmes Mittagessen aus der Feldküche. Es war zwar nur eine Weißkohlsuppe, aber sie schmeckte wie ein Festessen. Eine halbe Tafel englischer Schokolade pro Mann machte den Genuss vollkommen.

Nach dem Essen stellte sich die Müdigkeit ein, und bis auf die eingeteilten Wach- und Sicherungsposten schliefen die erschöpften Männer ausnahmslos.

Während der Nacht hielt der Gegner die Kompanie mit zahlreichen Feuerüberfällen schwerer Artillerie in Atem. In den kurzen Pausen waren die Männer damit beschäftigt, Steine als Splitterschutz vor den Höhleneingängen aufzustapeln.

An Schlaf war jetzt nicht mehr zu denken. Immer wieder rauschten die schweren Koffer heran und barsten mit häßlichem Krachen im Steinbruch. Herumfliegende Splitter erhöhten noch die Zahl der Verwundeten.

Der folgende Tag war wieder ruhig. Die gegnerische Luftwaffe trat so gut wie gar nicht in Erscheinung, was der Kompanie eine willkommene Gefechtspause einbrachte.

Gegen Abend traf ein Zug Panzerjäger mit drei Kanonen ein und wurde der Kompanie sofort unterstellt. Zugführer war ein Feldwebel, der von Schmökwitz freudig begrüßt wurde.

Die Anwesenheit der Panzerjäger schien in Oberleutnant Schmökwitz heldenhafte Gedanken ausgelöst zu haben. Am nächsten Morgen bestand er nämlich darauf, mit dem Kompanietrupp die Spitze zu übernehmen. Diesem sollten die Panzerabwehrkanonen (Pak) folgen, dahinter die restlichen Züge.

Feldwebel Frank hielt sich in unmittelbarer Nähe des Oberleutnants, der mit seinen Männern ziemlich unbekümmert

das Tal durchquerte, während rechts und links aus den Bergen Gefechtslärm zu hören war. Die trügerische Ruhe in ihrem Abschnitt irritierte Frank.

»Ich weiß nicht, Herr Oberleutnant«, sagte er, »hier stimmt etwas nicht.« Besorgt blickte der Feldwebel zu den Hügeln hinüber. »An beiden Seiten wird gekämpft, und wir marschieren wie zu einem harmlosen Jagdausflug. Kein Tommy zu sehen, kein Schuß fällt – das ist unnatürlich!«

»Machen Sie nicht die Pferde scheu, Feldwebel«, sagte Schmökwitz.

»Die Tommys haben da oben sicherlich genug zu tun und keine Zeit, sich mit uns abzugeben. Hören Sie die »Hitlersäge«^{*}? Keine Sorge, Frank – wenn es so weitergeht, dann sind wir morgen in Tabarka und sonnen uns an der Mittelmeerküste.«

Der Oberleutnant lachte und schritt forsch aus.

Wenig später überquerte die Kompanie eine Eisenbahnlinie, und niemand achtete sonderlich auf den umgestürzten Lastwagen, der rechts der Straße im Gelände lag. Nur Feldwebel Frank nahm ein Geräusch wahr. Es hörte sich an wie Dampf, den eine Lokomotive abläßt.

Schmökwitz blickte, ungläubig auf den Feldwebel, der sofort zum Sprung in den Straßengraben ansetzte, doch dann warf auch er sich flach auf die Straße.

Da schlug es auch schon neben der ersten Kanone ein, und innerhalb weniger Sekunden waren alle drei Geschütze zerstört, die Kanoniere gefallen oder verwundet. Mit Donnergetöse flogen die Munitionskarren in die Luft. Unaufhörlich rauschten die Werfergranaten heran und trieben die Kompanie auseinander.

Jetzt begriff auch Oberleutnant Schmökwitz, daß sie in eine Falle gelaufen waren, aus der es kein Entrinnen mehr gab. Dicht an den Boden gepreßt lagen die Jäger zwischen

* Landserausdruck für das MG

niedrigen, spärlich wachsenden Sträuchern, während die Splitter von allen Seiten über sie hinwegsurrteten. Es war unmöglich, auch nur den Kopf zu heben.

Zentimeter um Zentimeter robbte der Oberleutnant nach links, um von dem Präsentierteller herunterzukommen. Ganz allmählich näherte er sich dem Graben, in dem er wenigstens für Augenblicke geschützt sein würde.

Auf dem freien Feld schrien die Verwundeten nach dem Sanitäter. Vergeblich – der Mann war tot.

»Verdammte Sauerei!« fluchte Feldwebel Frank. »Das haben wir alles diesem Knallkopp zu verd...« Den Rest des Wortes brachte er nicht mehr heraus. Ein Granatsplitter hatte ihn dicht über dem Auge getroffen.

Der andauernde Geschoßhagel hatte die Männer völlig fertiggemacht. Der Obergefreite Wimmer hielt den Lärm nicht mehr aus. Er sprang auf, wollte zurücklaufen, doch da mähte ihn eine MG-Garbe nieder.

Oberleutnant Schmökwitz hatte inzwischen ein altes Schützenloch gefunden, das mit Wasser gefüllt war. Hier saß er und wartete auf Hilfe von anderen Truppenteilen, denn seine Kompanie würde, soweit sie überhaupt noch vorhanden war, zu keinem Angriff mehr fähig sein. Der Gedanke an seine Leute, die schutzlos dem Geschoßhagel ausgesetzt waren, beunruhigte ihn zwar ab und zu, aber er sah unter den augenblicklichen Umständen auch keine Möglichkeit, ihnen zu helfen. Erst als Feldwebel Bellermann ganz in seiner Nähe von einem Volltreffer zerfetzt wurde, machte sich Schmökwitz ernsthafte Sorgen.

Nach dreistündigem Feuer machte der Feind die Falle dicht.

Vorsichtig hoben die Überlebenden des Infernos die Köpfe, sahen sich mit schreckgeweiteten Augen an. Keiner von ihnen war ohne kleinere oder größere Verletzungen davongekommen; nur der Kompanieführer war unverwundet geblieben.

In dieser Atempause begannen die Engländer die Kompanie

von hinten aufzurollen. Niemand dachte mehr an Widerstand. Noch unter dem schockierenden Eindruck des furchtbaren Feuers stehend, ergaben sich die Jäger mit erhobenen Händen. Als letzter wurde der Kompaniechef aus seinem Loch geholt.

Nur Floda schlüpfte dem Gegner durch die Maschen. Er hatte in dem Straßengraben ein geborstenes Wasserrohr entdeckt, das schon mit Grün überwachsen war und seinem schlanken Körper eine vollständige Deckung bot. Die Briten übersahen ihn bei ihrer Säuberungsaktion, und als sie mit ihren Gefangenen abgezogen waren, kroch Floda vorsichtig in dem Graben nach rückwärts, bis er nach etwa einen Kilometer auf Fallschirmjägerpioniere traf, die das vorn entstandene Loch stopfen sollten.

Nachdem der Unteroffizier Bericht erstattet hatte, wurde er zurückgeschickt.

Floda schlief wie ein Murmeltier, als er plötzlich unsanft geweckt wurde.

»Aufstehen, Herr Unteroffizier! Sie sollen sofort zum Spieß kommen!«

Floda rieb sich die Augen, strich die zerknitterte Uniform glatt und setzte sich die Mütze auf. Dann schlug er den Weg zu der behelfsmäßigen Schreibstube ein, wo ihn der Feldwebel bereits erwartete.

»Sie werden versetzt, Floda.«

»Versetzt? Wohin denn?«

»Zurück nach Trapani, zu den Luftkutschern, die unsere Transporte durchführen. Anscheinend haben sie nicht mehr genug Bordschützen.«

»Aber ich bin doch fluguntauglich!«

»Das spielt jetzt keine Rolle mehr. Ein Maschinengewehr werden Sie wohl noch bedienen können, und das ist schließlich die Hauptsache. – Hier ist sowieso bald Sense.«

Noch am gleichen Tag wurde Unteroffizier Floda von einem Seitenwagenkrad nach Biserta gebracht. Die Fahrt verlief ohne Zwischenfälle. Immer wieder mußte der Fahrer bremsen, um vor feindlichen Tieffliegern in Deckung zu gehen.

Unablässig suchte Floda den Himmel ab, aber kurz vor Biserta hätte es sie doch bald erwischt. Nur das Auftauchen einiger deutscher Jäger hatte die beiden »Lightnings« verscheucht, die sie gerade angreifen wollten.

Endlich erreichten sie den Flughafen und nach einigen Stunden Wartezeit, die immer wieder von Fliegeralarm unterbrochen wurden, erwischt Floda einen Platz in einer Transportmaschine.

Eineinhalb Stunden später verließ er in Trapani die Maschine, die mit englischen Kriegsgefangenen vollgestopft gewesen war, was gewissermaßen einer Lebensversicherung gleichkam.

Schon am übernächsten Tag wurde Floda nach kurzer Einweisung in einer Ju 52 als Bordschütze eingesetzt. Sein Platz war an der Maschinengewehrlafette oben im Rumpf.

Oberfeldwebel Palmer, der Pilot der »Ju«, ermahnte ihn eindringlich, ja immer den Sicherungsgurt anzulegen, um nicht über Bord zu gehen.

Mit einer Ladung Gebirgsjäger ging es nach Tunesien. Ganze vier Jagdflugzeuge begleiteten den Pulk. Die Transportmaschinen hingen schwer beladen in der Luft. Diese Tatsache verursachte Floda ein Gefühl der Beklommenheit. Müde quälten sie sich in geringer Höhe dem fernen Ziel entgegen.

»Leute, sperrt die Augen auf! Unsere Jäger haben sich eben wegen Spritmangel abgemeldet. Wir sind jetzt ohne Jagdschutz!« ertönte plötzlich die Stimme des Flugzeugführers aus den Kopfhörern.

Floda schreckte auf, als diese Worte durch die Bordsprecheanlage kamen. Er blickte nach rechts und sah auch

schon die kleinen schwarzen Punkte, die sehr schnell näher kamen und größer wurden. Mit raschen Bewegungen machte er sein Maschinengewehr klar.

»Was für Maschinen sind es?« quäkte es erneut im Kopfhörer.

»Lightnings« und wahrscheinlich auch ›Spitfires‹ oder ›Mustangs‹ – ein ganzer Haufen!«

»Saftsack! Gib gefälligst genaue Meldungen durch. Wie viele?«

»Mindestens zwanzig! Sie schwirren wie ein Schwarm Mücken heran.«

»Wenn wir eine verpaßt kriegen, versuche ich zu wassern. Dann so schnell wie möglich raus und in die Schlauchboote, ehe die Mühle absackt...«

»Rechts reintreten!« schrie Floda dazwischen. »Mustangs greifen an!« Gleichzeitig zog er den Abzug der Waffe durch.

Die armselige Kette der Leuchtpurgeschosse machte auf den feindlichen Piloten wenig Eindruck. Unbeirrt brachte er seine Maschine in Schußposition.

Die »alte Ju« krächzte in allen Fugen, als Oberfeldwebel Palmer sie in eine gewagte Rechtskurve zwang. Dann trommelte es hart gegen das Leichtmetall, und urplötzlich waren überall kleine Löcher zu sehen, in denen sich der Fahrtwind fing. Die »Ju« zitterte und wollte ausbrechen. Ein zweiter Feuerstoß fetzte ins Ziel. Blechteile lösten sich und flogen davon. Das oberste Stück des Seitenleitwerkes montierte ab.

»Leitwerk beschädigt!« schrie Floda während des Schießens in die Sprechanlage.

»Das habe ich gemerkt. Ich kann die Maschine kaum noch halten«, kam es zurück.

Palmer war nichts von Nervosität oder Panik anzumerken. Er kannte so was. Besonnen zwang er dem Flugzeug seinen Willen auf.

In voller Fahrt schoß die Feindmaschine vorbei, um erneut zum Angriff einzukurven. Ganz deutlich konnte der Unteroffizier das Gesicht des Amerikaners erkennen, der im Vorbeiflug zu ihm herübersah. Wie der Blick einer Schlange, die ihr Opfer kennt.

Dann ging alles rasend schnell. Ehe Floda begriff, was geschehen war, rutschte die Maschine schon schüttelnd über das ruhige Mittelmeer. Ein riesiger Wasserschwall zischte über sie hinweg, nahm dem Piloten sekundenlang die Sicht.

Prustend rang Floda nach Luft und hielt sich krampfhaft fest, um nicht gegen die Seitenwand oder Stützstreben geworfen zu werden. Dann entledigte er sich der Haltegurte, kletterte aus dem Heckschützenstand und rutschte über das Wellblech des Rumpfes ins Wasser. Noch unter der Oberfläche öffnete er das Ventil der Preßluftflasche und ließ Luft in die Schwimmweste strömen.

Überall schwammen Trümmer auf dem Wasser, und große Rauchfahnen zeigten das Sterben der Transportmaschinen an. Dazwischen trieben Schlauchboote, die zur Seenotausrüstung gehörten.

Floda hörte laute Schreie und sah, wie die Gebirgsjäger in die Flut tauchten und auf die rettenden Boote zuschwammen. Einige Nichtschwimmer wurden von den Kameraden mitgezogen.

Floda zog sich in eines der Boote und half dann Oberfeldwebel Palmer hinein, der mit starrem Gesichtsausdruck verfolgte, wie seine Maschine in den Fluten versank.

»Das ist das Ende«, flüsterte er vor sich hin.

Nur wenigen Maschinen des Verbandes gelang es, den feindlichen Jägern zu entkommen. Die meisten wurden abgeschossen und stürzten in die See. Nur wenige konnten noch notwassern.

Nach knapp zwei Stunden fischten britische Schnellboote die Überlebenden auf und brachten sie nach Bone.

*

Das Kriegsgefangenenlager Constantine lag außerhalb der Stadt in einer kleinen Bodensenke. Die kahle Sandfläche war durch Doppelzäune in mehrere Einzellager, die sogenannten »Compounds«, aufgeteilt worden. Kein Gras, kein Strauch wuchs hier, nur die kleinen gelben Zelte, die ordentlich in Reih und Glied standen, gaben dem öden Platz ein wenig Farbe.

Eine Holzbaracke außerhalb der Umzäunung beherbergte die Quartiere der Wachmannschaften und das Kasino der britischen Offiziere. Von den hölzernen Wachtürmen waren Maschinengewehre auf das Lagerinnere gerichtet. Vor dem mit zwei bewaffneten Posten gesichteten Haupttor hielt der Lastwagen mit den Gefangenen.

»Sind ja schon eine Menge von uns hier«, bemerkte Oberfeldwebel Palmer.

»Shut up – nickt sprechen«, brüllte ein Captain, der aus dem großen Zelt neben dem Tor getreten war und langsam näher kam. Mit seinem Offiziersstöckchen schlug er sich gegen die Oberschenkel. Er war wohlgenährt und hatte ein rundes, noch jugendlich wirkendes Gesicht. »Get down – snell, and line up!«

Der Fahrer öffnete die hintere Klappe des Aufbaus, winkte den Gefangenen zu. Sie sprangen herab. »Wir sollen antreten«, sagte Palmer.

Der Captain nahm die Meldung des Postens entgegen, schritt dann die kurze Reihe ab und musterte jeden einzeln. Als er zu Palmer kam und dessen Eisernes Kreuz I. Klasse sah, huschte ein unwilliger Ausdruck über sein Gesicht. Seine Hand griff nach dem Orden und riß ihn von der Uniformjacke. Ein Stück Stoff ging dabei mit.

Palmer wollte nach vorn stürzen, aber der Gewehrkolben des Postens knallte hart auf seine Brust und stieß ihn zurück.

»Hier geschieht nur, was ich will!« sagte der Offizier in gutem Deutsch. »Daran werden Sie sich gewöhnen müssen.«

Er baute sich breitbeinig vor den Männern auf, wippte auf den Zehenspitzen, spielte mit seinem Stöckchen und schien seinen Auftritt zu genießen. Den Orden hatte er in der Tasche verschwinden lassen.

»Unser Lager ist überfüllt«, fuhr er dann fort. »Deshalb werden Sie im Freien schlafen müssen. Zunächst wird sich unser Doc mit Ihnen befassen, dann kommen alle einzeln zur Vernehmung.«

Der Lagerkommandant drehte sich um und stelzte zur Kasinobaracke. Ehe er darin verschwand, wandte er sich noch einmal um und ließ seinen Blick über die Gruppe schweifen. Dann verschwand er im Eingang.

Die Männer wurden in ein großes Zelt geführt, mußten sich nackt ausziehen und ihre Bekleidung abgeben. Während die Sachen von einigen Tommys gefilzt wurden, machte sich ein Sanitätssergeant daran, die nackten Körper in Augenschein zu nehmen. Dieser Bursche war sehr mißtrauisch und vermutete überall Waffen. Er fand nichts und ließ die Kleidungsstücke zurückgeben.

Nach dem Ankleiden wurden Namen, Dienstgrade und die Nummern der Erkennungsmarken auf einem Formblatt vermerkt. Als die Soldaten dann ins Lager geführt wurden, standen schon einige Hundert Gefangene aller Waffengattungen in der Nähe des Tores und blickten den Ankömmlingen neugierig entgegen. Jeder suchte ein bekanntes Gesicht – meist ohne Erfolg. Der Posten wies ihnen einen Platz in der entferntesten Ecke des Camps zwischen einigen Zelten zu.

»Das kann ja heiter werden«, schimpfte Palmer los. »Erst klauen sie einem die Orden, und dann muß man noch im Freien kampieren!«

»Eigentlich müßten meine früheren Kameraden hier sein«, meinte Unteroffizier Floda. »Leider habe ich keinen bemerkt! – Hoffentlich gibt es hier etwas Eßbares. Seit gestern hatte ich keinen Bissen mehr und ich falle bald um vor Kohldampf.«

Alle stimmten in die Schimpferei ein, standen herum, und wußten nicht, was sie machen sollten.

»Nun mal langsam, meine jungen Freunde.«

Ein älterer Mann in der verschlissenen Offiziersuniform des Afrikakorps hatte sich zu der Gruppe gesellt. »Ich bin Major Hack und zur Zeit der Lagerführer. Wie ich eben erfahren habe, sind Sie gerade angekommen, und ich möchte Sie hiermit unter diesen traurigen Umständen begrüßen.« Er gab jedem der Männer die Hand und ließ sich die Namen nennen,

»Ich kann Ihre Unzufriedenheit verstehen«, setzte der Major seine Rede fort. »Aber es besteht kein Grund, die Flinte gleich ins Korn zu werfen. Unter den gegebenen Umständen werden wir anständig behandelt. Das heißt, von den Briten. Eine andere Sache sind die Verhöre, die von deutschsprachigen Polen vorgenommen werden. Auch einige deutschsprechende Angehörige anderer Nationen sind dabei. Die Briten selbst halten sich streng an die völkerrechtlichen Vereinbarungen, überlassen aber die schmutzigen Dinge ihren Hilfsgenossen. Na, das werdet ihr noch alles selbst feststellen und erfahren. – Ich habe schon zwei Männer losgeschickt, um eure Rationen zu holen. Sie werden gleich hier sein. Wo sollt ihr denn schlafen?«

»Hier im Freien, sagte der Captain. Es soll im Lager alles voll, die Zelte alle besetzt sein.«

»Ja, das stimmt. Aber wir werden schon eine Lösung finden. Wir haben einige Decken übrig, und ein paar Holzlatten werde ich auch noch auftreiben können. Ein Notzelt könnt ihr euch dann selbst bauen. Der Lagersergeant ist ein patenter Bursche, zu dem ich ein besonders gutes Verhältnis habe. Der Captain allerdings ist ein Schweinepriester, weiß nicht genau, was mit dem los ist. Habe mehrmals versucht, seine Gesinnung zu erforschen, immer vergebens. Der merkt Sofort die Absicht. Soll mir auch gleich sein, wir kommen bald weg von hier.«

»Das sagte er uns auch.«

»Erst werdet ihr aber durch die Mangel gedreht«, fuhr der Lagerälteste fort. »Die vernehmenden Personen wenden jeden Trick an, um etwas herauszubekommen. Sie locken, drohen und appellieren an die anständige Gesinnung. Laßt euch nicht einschüchtern, die versuchen es nur. Gewalt haben sie bisher noch nicht angewendet. Sie wissen ganz genau, daß dadurch Vergeltungsmaßnahmen an den Gefangenen in deutscher Hand heraufbeschworen werden. Sollte etwas Schwerwiegendes passieren, dann informieren Sie mich bitte. Ich werde dem Kommandanten dann meine Meinung ins Ohr blasen. – So, ich werde mich jetzt mit dem Sergeant in Verbindung setzen. Bis später.«

Kurze Zeit später kam ein Landser und brachte die Verpflegung: Eine Büchse Churchill-Wurst (das waren wurstähnliche Gebilde aus grauem Sojamehl), ein kleines Weißbrot für jeden und eine Packung mit zwanzig Zigaretten sowie einen kleinen Eimer Tee und einen Blechbecher.

»Das muß bis übermorgen reichen«, sagte der Soldat und machte sich davon.

»Zum Fettwerden reicht das auch nicht gerade«, bemerkte Floda und starrte lüstern auf das Weißbrot. »Mensch, habe ich einen tollen Kohldampf!«

»Teilen wir uns den Ramsch«, sagte Nesselmann. Er war der Funker der Maschine gewesen. »Aber wie kriegen wir die verfluchte Büchse auf?«

»Ich gehe zu den Kameraden da drüber, die haben bestimmt etwas für diesen Zweck.«

Floda nahm die Büchse und ging zum benachbarten Zelt. Dort hatten sie einen alten Büchsenöffner und würgten die Dose auf.

»Eßt aber langsam, denn dieses Zeug liegt schwer im Magen. Es ist ein Rätsel, ach was, ein Wunder, wie die Briten das bisher überstanden haben. Die kriegen diese Mischung doch schon jahrelang.«

»Die werden schon immun dagegen sein, schätze ich. Oder sie haben eben eine übernatürliche Kondition. – Danke!« Floda grinste und ging zu den Kameraden zurück.

Als sie dann im Sand saßen, Brot und Sojamehlwurst kauten und den dünnen Tee dazu tranken, kam der Major mit einigen Männern und brachte einen Stoß Decken und ein paar Latten. Aus seiner Jackentasche fischte er einige Knäuel Schnur.

»Das ist alles, was ich aufstreiben konnte. Ist zwar nicht viel, aber als Notbehelf geht es schon.«

»Das kriegen wir schon hin, Herr Major. Vielen Dank auch!«

»Sie brauchen mir nicht zu danken. Ich sorge für euch jungen Leute, weil ich für meine beiden Jungen nichts mehr tun kann. Sie liegen im Sand bei El Alamein.«

Eine jähe Stille trat ein.

»Das tut uns aber leid, Herr Major, wirklich!« stammelte Palmer, der sich zuerst gefangen hatte.

»Ist schon gut, Jungs. Seid froh, daß ihr hier seid.« Mit gesenktem Haupt ging der Major langsam davon. Eine schwere Last schien auf seinen Schultern zu liegen.

Bedrückt beendeten sie die kümmerliche Mahlzeit, holten vom Nachbarzelt Feuer und rauchten schweigend eine Zigarette. Dann bauten sie ein notdürftiges Zelt auf, legten sich darunter und waren bald eingeschlafen.

Floda war der erste, der in der Nacht zum Verhör geholt wurde. Der Lagersergeant riß ihn aus dem Schlaf und brachte ihn zur Holzbaracke. Noch Schlauftrunken wurde er in einen hell erleuchteten Raum gebracht. Als sich seine Augen an die Helligkeit gewöhnt hatten, sah er, daß in dem Raum ein Schreibtisch stand, hinter dem ein Leutnant saß.

»Wie heißt du, was bist du?« Der Leutnant sprach vorzüglich deutsch. Der Akzent verriet, daß es ein Pole sein mußte. Vielleicht hatte er sogar einen deutschen Namen.

»Ich heiße Willi Floda und bin Unteroffizier.«

»Nazi?«

»Nein!«

»Wann bist du nach Sizilien gekommen und zu welchem Verein hast du gehört?«

»Darüber mache ich keine Aussage. Nach dem Kriegsvölkerrecht bin ich verpflichtet, nur persönliche Angaben zu machen, und das habe ich getan.«

»Ach! – Du bist wohl ein ganz Schlauer, was? Aber wir wissen schon, wie wir euch kleinkriegen. Du bist abgeschossen worden, und keiner in Deutschland weiß, ob du noch lebst oder schon tot bist. Deine Eltern bekommen einen schönen Brief mit Beileidsäußerungen und der Auskunft, du seist vermisst. Sie werden nichts von dir hören und dich nach einiger Zeit abschreiben müssen. Für sie bist du den Heldentod für Führer, Volk und Vaterland gestorben. In Wirklichkeit aber bist du hier verreckt, weil du hier den treudeutschen Helden gespielt hast. Was ist nun?«

»Keine Aussage!«

»Dir werde ich es zeigen!« Der Leutnant riß die Schublade des Schreibtisches auf und hatte plötzlich eine Pistole in der Hand. Er lud durch und richtete die Waffe auf die Brust des vor ihm stehenden Unteroffiziers.

»Sie können machen was Sie wollen. Von mir erfahren Sie nichts. Und wenn das herauskommen sollte, haben Ihre Gefangenen in Deutschland nichts mehr zu lachen. Das wissen Sie ganz genau.« Floda sah den Leutnant fest in die Augen, die dieser niederschlug. »Schießen Sie doch, wenn Sie den Mut haben, einen Kriegsgefangenen zu ermorden!«

Der Leutnant ließ sich wieder auf seinen Stuhl fallen und legte die Pistole in die Schublade des Schreibtisches.

»Mach, daß du wegkommst!«

Der Unteroffizier machte eine übertrieben korrekte militärische Ehrenbezeugung und verließ den Raum. Draußen nahm ihn ein Wachposten in Empfang und brachte ihn ins

Lager zurück.

Keiner der Kameraden war im Zelt anwesend. Man hatte sie vorher herausgeholt, um zu verhindern, daß Informationen untereinander ausgetauscht werden konnten.

Einzelnen kamen die Zeltkameraden kurze Zeit später von der Vernehmung zurück. Ihnen war es ähnlich wie Floda ergangen. Trotz Drohungen und Lockungen waren auch sie nicht bereit gewesen, etwas zu verraten.

»Ob es hier keine Möglichkeit zum Abhauen gibt?« Nesselmann hatte die Frage flüsternd gestellt. Es brauchte nicht jeder zu hören, was in dieser Hinsicht gesagt wurde.

»Ist vielleicht einer Überlegung wert«, antwortete Floda. »Aber das kann man nicht so vom Zaun brechen. Das erfordert Erkundung der Möglichkeiten, Vorbereitungen und viel Zeit. Die haben wir aber nicht. So mir nichts, dir nichts kommt hier keiner hinaus. Dafür ist das Lager zu gut bewacht.«

»Das ist auch meine Meinung«, sagte Palmer. »Und ehe wir soweit sein können, ist der Krieg in Afrika sowieso zu Ende, und wo wollen wir dann noch hin? Was jetzt stattfindet, sind doch nur noch die letzten Zuckungen der Heeresgruppe, die jeden Tag aufhören können. Hier aber bei den Arabern festzusitzen, ist auch nicht die reine Lust«

Damit war die Unterhaltung zu Ende und das Thema erledigt. Jeder versuchte, den unterbrochenen Schlaf fortzusetzen.

Am folgenden Morgen kam Unruhe ins Lager. Beim Morgenappell wurde bekanntgegeben, daß es am Nachmittag weitergehen sollte. Um elf Uhr ließ der Lagerkommandant alles antreten. Wer noch etwas zum Mitnehmen hatte, nahm das kleine Bündel mit zum Antreteplatz.

»Kameraden, jetzt ist es soweit. Wir marschieren anschließend zum Güterbahnhof der Stadt und werden dort verladen. Der Marsch durch Constantine wird schwer für uns werden, warten die Franzosen doch nur darauf, uns eins

auszuwischen. Aber die Briten haben versprochen, alles zu tun, um uns vor Angriffen der Franzosen zu schützen. Vor den Arabern brauchen wir keine Angst zu haben, die sind auf unserer Seite, wenigstens die meisten von ihnen. Die Franzosen allerdings wissen bereits, daß wir verladen werden und säumen die Straße bis zum Bahnhof. Ich erwarte, daß jeder Disziplin wahrt und sich nicht zu etwas hinreißen läßt, was er später bereuen könnte.«

Der Lagersprecher überlegte einen Moment und meldete dann dem Lagerkommandanten, daß alles zum Abmarsch bereit sei.

In einer langen Marschkolonne ging es durch das weit geöffnete Tor, der Stadt entgegen. Als diese nach einer halben Stunde erreicht wurde, sahen die Gefangenen die Menschenansammlungen, und sie rückten enger zusammen. Dicht gedrängt standen die Franzosen am Straßenrand. Die britischen Wachtposten suchten sie zurückzudrängen – vergebens.

Zuerst flatterten nur Schimpfworte der Kolonne entgegen, dann wurden die Gefangenen angespuckt, und kurz darauf flogen die ersten Steine in die Kolonne. Die wehrlosen Gefangenen versuchten, mit Armen und Händen die Steine abzuwehren, einige wurden aber doch schwer getroffen. Neben Floda brach Nesselmann zusammen, der einen Stein an den Kopf bekommen hatte. Zusammen mit Palmer packte er den Kameraden und schleifte ihn mit. Stabsfeldwebel Weber, der Beobachter der Besatzung, half dabei.

Major Hack sprang aus der Reihe und auf den britischen Begleitoffizier zu. In gebrochenem Englisch sprach er auf diesen ein.

Der Captain brüllte einige Befehle, und die Begleitposten nahmen die Gewehre von den Schultern, luden die Waffen durch und schossen über die Köpfe der Franzosen.

Einige Tommies schlügen mit dem Gewehrkolben auf die Menschen ein. Schreiend liefen die Zivilisten in den Schutz der

anliegenden Häuser und stießen von dort Flüche und Drohungen aus.

Die Begleitposten hatten die Zivilisten so weit zurückgedrängt, daß die Gefangenen ungefährdet den Marsch fortsetzen konnten. Ohne weiteren Zwischenfall wurde der Bahnhof erreicht. Das war lediglich den britischen Begleitmannschaften zu verdanken.

Die Franzosen begnügten sich damit, in sicherer Entfernung vom Bahnhof zu stehen und Schimpfwörter herüberzurufen. Wie es schien, war die gesamte französische Bevölkerung der Stadt auf den Beinen.

Für die Offiziere stand ein Personenwaggon bereit. Für die Unteroffiziere und Mannschaften waren Viehwaggons bereitgestellt. Während Floda den verletzten Nesselmann stützte, ging Oberfeldwebel Palmer zum nächsten Posten und verlangte Verbandszeug.

»Bloody Froggies«, knurrte der Posten, und meinte damit die Franzosen. Es war kein schöner Name, den er ihnen gab. Bereitwillig holte er sein Verbandspäckchen aus der Tasche und gab es dem Oberfeldwebel. Dieser kehrte zu der Gruppe zurück und legte Nesselmann einen Verband an. Er hatte sich wieder etwas erholt und konnte ohne Hilfe stehen.

Pas Verladen der Gefangenen lief nach einem Schema ab, das in irgendeiner Dienstvorschrift festgelegt war. Unteroffiziere und Mannschaften wurden in die Viehwaggons gedrängt, Offiziere nahmen in dem Personenwaggon Platz. Um den Rangunterschied zu wahren, befanden sich unter den Sitzbänken des Offizierswaggons Büchsen mit Lebensmitteln für die mehrtägige Fahrt. Auch gefüllte Wasserkanister waren vorhanden sowie Schlafdecken.

Die Viehwaggons dagegen waren vollkommen leer. Keine Verpflegung, keine Decken, noch nicht einmal etwas Stroh lag bereit. Die Waggons wurden so vollgestopft, daß nur immer die Hälfte auf den Bodenbrettern liegen konnte.

Die restlichen Gefangenen mußten stehen. Im regelmäßigen Turnus mußten die Plätze getauscht werden. Für diese Männer gab es während der dreitägigen Fahrt keine Verpflegung, und was bedeutend schlimmer war, kein Wasser.

Als der Zug Rhoyba, in der Nähe von Algier, erreichte, taumelten die Soldaten aus den Waggons, einige brachen an der frischen Luft zusammen.

Nach kurzem Marsch wurde das Lager erreicht, das einige hundert Meter vom Wasser der Bucht von Algier entfernt lag. Von der anderen Seite der Bucht leuchteten die weißen Häuser der Stadt herüber.

Im Lager selbst befanden sich schon zahlreiche deutsche Soldaten, die rechts und links der Lagerstraße standen und die Neuankömmlinge unter die Lupe nahmen. Jeder hielt nach Bekannten und Kameraden Ausschau.

Auf dem großen Lagerplatz wurde angehalten. Die Offiziere gingen weiter und verschwanden in einem abgetrennten Teil des Camps. Den Männern war es recht so, sie wollten mit den meisten davon nichts mehr zu tun haben.

Die Verteilung auf die aufgebauten Zelte des Lagers ging schnell vonstatten, und danach kümmerte sich niemand mehr um die Gefangenen. Vor Hunger teilnahmslos herumsitzend, warteten sie auf die Verpflegungszuteilung. Wasser war im Lager vorhanden, und die meisten tranken es kübelweise, um den Hunger nicht so sehr zu spüren.

Die Verteilung der Verpflegung brachte sie schnell auf die Beine. Es gab zwar nicht viel, aber es weckte wieder die Lebensgeister. Nach Hinunterschlügen der »Churchill-Wurst«, die es auch hier gab, wurde das Lager erkundet, nach Kameraden gesucht.

Die folgenden Tage gingen monoton und ohne besondere Ereignisse vorüber. Zweimal am Tag war großer Zählappell. Am Morgen und am Abend mußten alle in Dreierformation antreten, und der Offizier vom Dienst schritt zählend die

Reihen ab. Manchmal verzählte er sich und wiederholte den Vorgang mehrere Male, begleitet vom Gelächter der Männer.

Lieutenant (Oberleutnant) Ord war bei der Zählung immer einen Spaß wert. Den Lagerinsassen war er als Mann bekannt, der das Schießpulver unter keinen Umständen erfunden hatte. Er war fast zwei Meter groß und dabei so dürr, daß bei starkem Wind »fast die Knochen klapperten« – wie es hieß. Als Markenzeichen trug er bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit einen Tropenhelm. Niemand hatte ihn je lachen sehen. In seiner täglich frisch gebügelten Uniform glich er dem Aushängeschild einer Wäscherei.

Oberleutnant Ord betrat das Lager mit zwei Sergeants, einem Klemmbrett, vier verschiedenen Farbstiften und einem mechanischen Zähler. Die Voraussetzungen für eine große Schau waren geschaffen. Weil die Zigarettenration gekürzt worden war, hatte der Lagersprecher besondere Anweisungen für den Ablauf der Zählung gegeben. Alle wußten, was zu tun war.

Ausgerichtet standen die Kompanien auf dem großen Platz angetreten. Der Lagersprecher meldete die angetretenen Lagerinsassen und die Anzahl, die gleichzeitig die Sollzahl war.

Oberleutnant Ord war überrascht, sein Gesicht war ein einziges Fragezeichen. Sein Mißtrauen gegenüber den Deutschen war offenbar zu seiner Weltanschauung geworden.

»Das glaube ich Ihnen nicht so ohne weiteres«, bemerkte er verdrießlich.

»Überzeugen Sie sich selbst, Herr Oberleutnant, es ist alles da. Ich habe selbst nachgezählt – und ich kann zählen!«

Der Oberleutnant verstand die Anspielung auf seine mißglückten Zählversuche, die allgemein bekannt waren. Er lief rot an, wartete einige Sekunden und nahm dann den Zähler zur Hand. Mit stelzenden Schritten, die seine Autorität demonstrieren sollten, ging er an der angetretenen Formation

entlang und drückte mit dem Daumen bei jeder Rotte auf den Druckknopf des Zählers. Bei der letzten angekommen, schrieb er die angezeigte Zahl mit dem Rotstift auf das Blatt Papier des Klemmbrettes und begann zu rechnen. Das Ergebnis war für ihn niederschmetternd: Ein Mann fehlte!

Ord zählte wieder, benutzte diesmal zum Schreiben den Grünstift, und hatte drei Männer zu viel in seiner Rechnung.

Die Zählprozedur wurde wiederholt, und obwohl diesmal ein Blaustift benutzt wurde, war das Resultat keineswegs in Ordnung; Die Rechnung wies drei Männer zu wenig aus. Bei der nun folgenden Zählung, die mit dem vierten Stift, einem schwarzen, dokumentiert wurde, stimmte die Anzahl. Das war nun besonders verdächtig. Wie konnte die Zahl stimmen, wenn vorher immer etwas anderes herausgekommen war?

Oberleutnant Ord war es bis zu diesem Zeitpunkt nicht gelungen, die Tricks der Gefangenen zu durchschauen, durch die diese unterschiedlichen Resultate zustande kamen. Er sah nur die abweichenden Ergebnisse seiner Bemühungen, die auf dem Klemmbrett notiert waren.

Langsam merkte er wohl, daß etwas nicht stimmen konnte und er an der langen Leine vorgeführt wurde. Fassungslos starrte er auf die notierten Zahlen, und eine verdächtige Röte stieg vom Hals in sein Gesicht. Als im hinteren Glied jemand lachte, war es um ihn geschehen. Er riß den Tropenhelm vom Kopf, warf ihn auf den Boden und stampfte wütend darauf herum. Seine Begleiter blickten in die Weite des Alls. Als der Wutanfall vorüber und der Tropenhelm im Eimer war, befahl er eine namentliche Zählung.

Ein Sergeant übergab die Namensliste, und mit dieser entfernte sich Ord um etwa 30 Meter. Mit dem Absatz zog er eine Linie in den Sand und stellte sich daneben auf. Mühsam rief er dann die deutschen Namen auf. Die aufgerufenen Landser mußten dann einzeln über die Linie gehen und wurden auf der Liste abgehakt. Als diese Prozedur zu Ende war,

stimmte die Anzahl. Die zweite und dritte namentliche Zählung brachten das gleiche Ergebnis. Damit stand fest, daß alles seine Richtigkeit hatte.

»Ich habe es Ihnen ja gleich gesagt, daß die Anzahl stimmt, Herr Oberleutnant!« feixte der Lagersprecher.

Enttäuscht verließ Ord mit seinen Begleitern das Lager. Die Gefangenen konnten wegtreten.

Die Latrine befand sich in der Nähe des Stacheldrahtzaunes, nicht weit von einem Wachturm entfernt. Man hatte einen langen, zwei Meter tiefen Graben in den steinigen Boden gehauen. Als Sitzfläche diente ein roher Balken, der sogenannte »Donnerbalken«.

Am Tage war die Benutzung unproblematisch, aber des Nachts waren bestimmte Anweisungen zu beachten. So mußte der potentielle Latrinenbenutzer vor das Zelt treten, die rechte Hand heben und laut »Latrine« rufen. Auf ein Lichtzeichen des Postens auf dem Wachturm durfte er dann zum »Donnerbalken« marschieren und sein Geschäft verrichten.

Hervorgerufen durch die ungewohnte Verpflegung litt Palmer unter einem furchtbaren Durchfall. Durch »Allahs Rache« geschwächt, war er etwas wacklig auf den Beinen und lag die meiste Zeit – wenn er nicht gerade auf dem Balken war – kraftlos im Zelt.

In einer Nacht hatte er es besonders eilig, sauste ohne Hose aus dem Zelt und lief, ohne den Posten zu verständigen, der Latrine zu. Der Posten bemerkte ihn erst, als er schon dort angelangt war, vermutete einen Ausbruchsversuch und schoß. Obwohl der Schuß danebenging, fuhr der Schreck Palm er so in die Glieder, daß er einen Hechtsprung zu Boden machte, durch den Schwung aber in die halb volle Grube rutschte.

Sein Hilfeschrei klang schaurig durch die Nacht.

Der Schuß hatte Floda hochgerissen, und als er Palmers Hilferuf vernahm, warf er die Schlafdecke beiseite und kroch

zum Zeltausgang. Auch die Kameraden kamen hoch.

»Ich glaube, jetzt haben sie den Walter angeschossen – so eine Sauerei!« rief Floda den Kameraden zu.

»Was suchte er denn da draußen?«

»Na, was schon? – Er mußte mal schneller als schnell zur Latrine.«

Noch während die Gefangenen diskutierten – inzwischen war das ganze Lager auf den Beinen – rannten mehrere Tommies durch das Camp der Latrine zu. Auch der Posten war vom Wachturm herabgestiegen. Mit vereinten Kräften zogen sie Palmer aus der stinkenden, mit Chlorkalk vermischt Brühe und führten ihn ohne Zeitverlust zum Meeresstrand. Erst als er nicht mehr stank, ließen sie ihn gereinigt ins Lager.

»Mensch, Walter, du machst vielleicht Sachen. Ich habe zwar schon von vielen Todesarten gehört, aber von dieser noch nicht.« Floda lachte aus vollem Hals.

»Du hast gut lachen! Mir war überhaupt nicht danach zumute«, stöhnte Palmer.

Er kramte seine Hose hervor und trocknete sich damit ab. Die nassen Klamotten hing er an die Spannseile zum Trocknen. Vollkommen, nackt wickelte er sich in die Schlafdecke.

»Sag mal, wo ist denn eigentlich der Karl?« Nesselmann richtete sich etwas auf. Er meinte den Stabsfeldwebel Weber.

»Tatsächlich! Ist mir noch gar nicht aufgefallen, daß er nicht hier ist« Die Kameraden kamen hoch und blickten um sich.

»Vielleicht ist er noch auf der Latrine.«

Auch das war eine Fehleinschätzung. Der Stabsfeldwebel Weber war verschwunden. Im allgemeinen Trubel des vorher gegangenen Ereignisses war er untergetaucht und verschwunden.

Wie später festgestellt wurde, war er durch den Zaun gegangen, als der Posten vom Wachturm herabstieg und seinen Bereich nicht mehr im Auge hatte. Sehr schwierig war es nicht gewesen.

Morgens, bei der Zählung, die sich über fast zwei Stunden hinzog, wurde es amtlich: Es fehlte ein Mann. Die Flucht war Lagergespräch, und überall saßen nach der Zählung Gruppen zusammen und diskutierten das Ereignis ausgiebig.

Stabsfeldwebel Weber wurde nicht mehr gesehen.

Es folgten wieder eintönige Tage, die nur durch die Ankunft weiterer Gefangener unterbrochen wurden. Es war immer das gleiche Spiel: Wenn ein Zug ankam, versammelte sich alles an der Lagerstraße und hielt Ausschau nach Bekannten.

Ab und zu trafen sich Kameraden wieder und bekundeten das Wiedersehen mit lauten Rufen. Die Tommys hatten nichts dagegen einzuwenden, wenn die Zeltbelegschaften in diesen Fällen wechselten, Kameraden zu Kameraden zogen.

Oberstleutnant Ginman, der Lagerkommandant, hatte dazu großzügig die Erlaubnis erteilt.

Eines Tages geriet das Lager in Bewegung. Aufbruchsstimmung kam auf. Die Verlegung, der Abtransport lagen in der Luft.

Eines Vormittags wurde ein langer Zug auf das Abstellgleis geschoben. Diesmal alles Personenwaggons. Die sofort auftretenden Gerüchte über einen Abtransport wurden bestätigt, als am Mittag Antreten befohlen wurde. Dabei wurde die Verlegung bekanntgegeben. Um 16 Uhr sollte es nach Oran gehen.

»Das kann doch nur Verschiffung bedeuten«, sagte Palmer zu Floda, der neben ihm im Glied stand.

»Eine andere Möglichkeit gibt es gar nicht. – Fragt sich nur, wohin die Schiffe fahren.«

»Nach England wohl nicht. Ich habe läuten gehört, daß Gefangene, aus Furcht vor einer noch immer erwarteten Invasion Englands, nicht auf die Insel gebracht werden. Der westafrikanische Kriegsschauplatz wird fast nur von amerikanischen Schiffen angelaufen, und aus diesem Grund

glaube ich, daß es nach Amerika oder Kanada gehen wird.«

»Du könntest richtig liegen mit deiner Annahme. Damit wären wir weit vom Schuß und könnten das Ende des Krieges unbeteiligt abwarten.«

»Oder auch in Kanada Holz hauen!«

Der Lagersprecher ließ wegtreten. Alles trottete zu den Zelten zurück, wo die Angelegenheit in aller Ausführlichkeit besprochen und durchgekaut wurde.

Die paar Klamotten, die jeder sein eigen nannte, waren schnell zusammengepackt, und dann wartete man auf den Befehl zum Antreten.

Eine halbe Stunde vor der festgesetzten Abfahrtszeit begann das Verladen. Diesmal war alles besser organisiert, nicht so ein Durcheinander wie in Constantine. Jeder hatte einen Sitzplatz, Verpflegung für einen Tag sowie genügend Trinkwasser waren schon in den Abteilen verstaut.

Allerdings wurden die miteinander bekannten Gefangenen getrennt.

Die Namen wurden nach dem Alphabet aufgerufen, und so wie sie aufgerufen wurden, sprangen die Männer in die Abteile. Alles war durcheinandergewürfelt, Fremde saßen sich nun in den Abteilen gegenüber. Das sollte aber nur während des Eisenbahntransportes sein, so wurde jedenfalls versichert. Pünktlich ruckte der Zug an und begab sich auf die Reise nach Oran.

Der Zug rumpelte durch die Nacht. Es schien aufwärts zu gehen, obwohl man es wegen der Dunkelheit nicht sehen konnte. Draußen war es dunkel wie in einem Sack. In gleichmäßigen Zeitabständen ratterten die Räder über die Schienenstöße. Die Beleuchtung in den Waggons war abgeschaltet worden, nur die Notbeleuchtung erhellt das Innere der Waggons ziemlich spärlich.

Diese Maßnahme war zwar unnötig – denn deutsche

Flugzeuge kamen wohl kaum in diese Gegend –, aber es war nun einmal vorgeschrieben, stand irgendwo in militärischen Vorschriften und mußte eben eingehalten werden. Es war in jeder Armee dasselbe. Was einmal befohlen und angeordnet war, mußte stur ausgeführt werden. Die Schiebefenster waren mit einer Holzschraube an den Fensterrahmen fixiert und konnten nicht geöffnet werden.

Suchend glitten Flodas Augen über die Ausstattung des Abteils. Sein Blick suchte ein dünnes Stück Metall, mit dem die Holzschraube gelöst werden konnte. Aus einer plötzlichen Eingebung heraus hatte er beschlossen, diesem Zirkus den Rücken zu drehen und abzuhauen. Wie das alles vor sich gehen sollte, wußte er noch nicht. Er folgte einfach seinen Eingebungen und hoffte, daß alles gutgehen und klappen würde.

Flodas Blick blieb am Deckel des Aschenbechers hängen, der unter dem Fenster angebracht war. Wenn es gelang, den Deckel abzumontieren, konnte damit die Schraube gelöst werden. Der Klappdeckel war mit einem Bolzenscharnier am Behälter des Aschenbechers befestigt. Es mußte möglich sein, den Deckel abzubrechen.

Vorsichtig probierte der Unteroffizier die Festigkeit der Verbindung, merkte, wie das Metall dem Druck seiner Kraft nachgab. Als die Räder wieder über einen Schienenstoß ratterten, brach er mit einer jähnen Anstrengung den Deckel ab. Das metallische Knacken ging im Geräusch der Räder unter. Die um ihn sitzenden Kumpels hatten nichts bemerkt, sie schliefen fest.

Das Metallstück paßte tatsächlich in den Schlitz der Holzschraube, wie Floda erfreut feststellte. Alles ging doch besser, als er erhofft hatte.

Als der Posten am Ende des durch den Waggon führenden Ganges seine ganze Aufmerksamkeit einem Toilettenbenutzer widmete, wurde die Schraube schnell entfernt. Danach suchte

Floda den ganzen Fensterrahmen ab, und er fand erfreulicherweise keine weiteren Schrauben. Das Fenster mußte nun zu öffnen sein. Durch furchtbare Schaukeln der Waggons wachten die Schläfer auf und merkten, daß der Unteroffizier etwas vorhatte. Er bedeutete ihnen durch Zeichen, ruhig zu sein und sich nichts anmerken zu lassen. Die anderen hatten verstanden. Ihre Augen hatten sie bis auf einen kleinen Schlitz geschlossen, stellten sich schlafend, verfolgten aber gespannt die Geschehnisse.

Floda wartete noch eine halbe Stunde – Mitternacht war gerade vorbei –, und bat dann den neben ihm sitzenden Kameraden, sich zum Toilettenbesuch zu melden.

»Bleibe ruhig eine Weile auf der Toilette, damit der Posten lang genug abgelenkt wird. Weiter brauchst du nichts zu machen. Ich brauche nur eine kurze Zeit, dann können die mich alle mal ganz kräftig!«

Der Nachbar hob die Hand, wie in der Schule. Als der Posten in seine Richtung blickte und die Hand nicht zu bemerken schien, winkte er.

Lässig blickte der Posten herüber und winkte zurück. Langsam stand der Mann auf und ging nach vorn zu dem Soldaten, wo auch die Toilette war. Die Tür der Toilette mußte offenbleiben, damit der Benutzer ständig beobachtet werden konnte. Das war zwar für den Betroffenen peinlich, aber nicht zu umgehen.

Als der Tommy seine ganze Aufmerksamkeit dem Toilettenbenutzer widmete, öffnete Floda das Fenster. Der Zug fuhr gerade eine Steigung hinauf und keuchte im guten Fußgängertempo dahin.

Mit einem Sprung war der Unteroffizier draußen. Hart schlug er auf den Bahndamm auf, spürte einen Schmerz im rechten Knie, rollte über die linke Schulter ab. Seine Befürchtung, vielleicht gegen einen Telegraphenmasten zu springen, erfüllte sich glücklicherweise nicht.

Einer der Gefangenen schloß schnell das Fenster. Der Posten schien nichts bemerkt zu haben, immer noch galt seine ganze Aufmerksamkeit dem Mann im Häuschen.

Floda blieb einige Minuten benommen liegen. Beim Abrollen war er über einen größeren Stein gerollt, seine Rippen schmerzten, der Atem ging schwer. Einige Meter neben ihm ratterten die Räder des Zuges vorbei.

Vorsichtig betastete er die Knochen, als der Zug vorbei war. Alles schien heil zu sein, und er stand mühsam auf. In der Ferne verklangen die Geräusche der Räder. Es war geschafft – vorläufig jedenfalls. Spätestens in Oran würden die Tommys sein Fehlen bemerken und die Jagd beginnen. Darüber konnte er sich aber immer noch Gedanken machen. Jetzt war er erst mal frei. Ein nicht zu beschreibendes Hochgefühl erfüllte ihn, machte ihn froh und glücklich. Um das Unangenehme konnte er sich später sorgen. Er legte sich unter einen Strauch, versuchte die Gedanken zu ordnen, und dabei übermannte ihn der Schlaf.

Die Morgenkühle weckte ihn wieder. In der Benommenheit des Wachwerdens irrte sein Blick umher, konnte die Umstände noch nicht erfassen, bis die Erinnerung an die Ereignisse der letzten Nacht Floda zu Bewußtsein kam. Berge von Schwierigkeiten türmten sich in den Gedanken auf, wollten ihn verzagen lassen.

Ein Mensch allein gegen ein ganzes, unbekanntes Land, in dem es von Feinden wimmelte. Floda wußte aber auch, daß die einheimische Bevölkerung – die Araber – größtenteils mit den Deutschen gemeinsame Sache machen wollten, und darauf vertraute er. Er mußte also Kontakt mit freundlich gesinnten Arabern aufnehmen, nur mit deren Hilfe war die Sache durchzustehen, bestand einigermaßen Aussicht auf Erfolg.

Ohne Unterstützung war er verloren, mußte früher oder später aufgeben. Schon mit der Beschaffung von Verpflegung begann das Problem. Mit Beeren und Früchten war nichts, und

andere Möglichkeiten der Versorgung gab es nicht. Stehlen hätte unweigerlich eine Spur für die Verfolger ergeben. Mit solchen mußte aber unbedingt gerechnet werden. Briten und die Franzosen würden alles daransetzen, ihn wieder einzufangen. Wahrscheinlich war die Flucht inzwischen bemerkt und Alarm ausgelöst worden. Mit Sicherheit mußte angenommen werden, daß die Jagd schon begonnen hatte.

Wie zur Bestätigung dieser Annahme kam Flugmotorenlärm auf. Obwohl das Geräusch anschwoll, war von einer Maschine noch nichts zu sehen. Floda kroch unter einen der zahlreichen Sträucher, zog Beine und Kopf ein, damit sein ganzer Körper von den Zweigen verdeckt wurde.

Durch die schützenden Blätter sah er einen alten, einmotorigen Doppeldecker über das Gelände fliegen. Der Kopf des Beobachters war über der linken Bordseite zu sehen. Durch die große Fliegerbrille geschützt, suchten seine Augen das Gelände ab. Gut, daß auf dem steinigen Boden keine hinterlassenen Spuren sichtbar waren. Das Flugzeug schwebte weiter, der Klang des Motors erlosch in der Ferne. Wenige Minuten später war der Unteroffizier auf dem Weg.

Floda wußte, daß er die allgemeine Richtung nach Osten einschlagen mußte. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß dies die falsche Richtung sein könnte. Gebückt, immer den Schutz von Sträuchern ausnutzend, pirschte er durch das menschenleer scheinende Gebiet. Ein kleiner Bach mit klarem Wasser löschte den Durst, betäubte das aufkommende Hungergefühl.

Seine Hand fühlte nach der Packung Kekse, die in der Jackentasche steckte. Die Versuchung, die Packung herauszuholen und aufzubrechen, wurde riesengroß. Nein, noch war es nicht soweit! Diese Notration war für den Fall vorgesehen, daß es tatsächlich nicht mehr anders ging.

Irgendwie war es Floda zumute, als wäre er in der Eiswüste am Nordpol. Das Blut stockte in seinen Adern, er war wie vor den Kopf geschlagen. Langsam richtete er sich auf, achtete

darauf, keine plötzliche und verdächtige Bewegung zu machen. Sein Blick richtete sich nach vorn. Drei Senegalneger standen mit schußbereiten Waffen vor ihm. Vor Schreck bekam Floda Magenschmerzen. Langsam hob er die Hände über seinen Kopf.

Einer der Schwarzen rief seinen Kameraden etwas zu und näherte sich dem Unteroffizier. Er trat von hinten an ihn heran und klopfte ihn gewissenhaft nach Waffen ab. Woher diese stammen sollten, mußte sein Geheimnis bleiben. Sie wußten inzwischen bestimmt, daß es sich bei ihm um einen entsprungenen Gefangenen handelte.

Floda hatte nichts in seinen Taschen, außer der Packung Kekse, die der Neger herausnahm und in seiner Tasche verschwinden ließ. Hätte ich sie doch nur aufgefressen, dachte er verbittert. Nach der Durchsuchung traten die beiden anderen ebenfalls hinter Floda und zwangen ihn – unzweideutig mit den Waffen spielend – vor ihnen herzugehen.

Mit jedem Schritt, den er sich von der Stelle seiner Gefangennahme entfernte, wuchs seine Angst. Was würden seine Bewacher tun? Gerüchte kamen ihm in den Sinn, denen zufolge die Senegalneger der französischen Armee mit ihren Gefangenen nicht gerade zimperlich umgehen sollten. Man hatte schon im Frankreichfeldzug 1940 trübe Erfahrungen in dieser Hinsicht gesammelt.

Hinter Floda redeten die Neger leise miteinander. Manchmal lachten sie verhalten. Ohne Zweifel freuten sie sich über den guten Fang, den sie hier gemacht hatten. Zu bezweifeln war auch nicht, daß sie wußten, wen sie gefangen hatten. Das Fehlen eines Gefangenen und der daraufhin ausgelöste Alarm war bestimmt zu allen Einheiten in der Umgebung der Eisenbahnlinie gedrungen. Mit Sicherheit war anzunehmen, daß alle Standorte benachrichtigt waren.

Der Deutsche ergab sich in sein Schicksal, weil er in dieser Lage ohnehin nicht viel machen konnte. Nach einer

Viertelstunde Marsch stieß der Trupp auf eine kleine Baumgruppe, wo er von drei weiteren Farbigen umringt wurde. Hinter einem Baum trat ein braungebrannter Weißen hervor, offenbar der Führer dieses Trupps.

»Bist du der entflohene Gefangene?«

Floda war überrascht, denn die Frage war in deutscher Sprache gestellt worden. Er zog es vor, erst einmal zu schweigen, denn er wußte noch nicht so recht, wie er sich verhalten sollte.

»Mußt du schon sein, denn sonst treibt sich in dieser Gegend kein Deutscher herum.« Der Unteroffizier in der Uniform der französischen Fremdenlegion grinste. Offensichtlich war es einer aus dem Elsaß, zumindest deutete sein Dialekt darauf hin. Gerüchten zufolge sollten Leute wie er in der Fremdenlegion besonders hart sein, jedenfalls für den, der in ihre Hände geriet. Das schien auch hier der Fall zu sein. Aus zusammengekniffenen Augen blickte der Fremdenlegionär den Gefangenen an.

»Na, wirst du bald antworten?«

»Ich habe nichts zu sagen!« Mehr brachte Floda nicht heraus, denn der Faustschlag des Unteroffiziers traf ihn unvorbereitet mitten ins Gesicht.

»Dich kriegen wir auch noch hin. Wir wissen schon, wie man mit euch Burschen umgeht.«

Floda wischte sich über den Mund. Auf seiner Handfläche zeigten sich Blutspuren. Er hatte sich in die Zunge gebissen, spürte das Blut in den Mund laufen, schluckte.

Der Fremdenlegionär erteilte einen Befehl. Daraufhin nahmen die Neger Floda in die Mitte und stießen ihn vorwärts. Es ging auf einem schmalen Trampelpfad entlang, dem Lager der Einheit entgegen.

Willi Floda dachte nach, soweit er dazu in der Lage war. Er mußte sich etwas einfallen lassen, sollte er in der Gefangenschaft der »Freien Franzosen« nicht ein vielleicht

noch schlimmeres Los erdulden müssen. Die Zustände bei ihnen wurden nämlich nicht sehr gepriesen. Konnte auch ein gewisser Teil des Geredes als Propaganda abgeschrieben werden, blieb doch genügend übrig, um dem Betroffenen in dieser Hinsicht jeden Optimismus zu nehmen. Soweit wollte er es deshalb nicht kommen lassen, wenn es irgendwie zu vermeiden war.

Krampfhaft überlegte er, suchte einen Ausweg aus der Klemme. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sich noch keine Möglichkeit gezeigt. Alles sah ziemlich bescheiden aus. Mit gesenktem Kopf trottete er zwischen den dunklen Kriegern dahin. Er schien nicht zu bemerken, was um ihn herum vorging, schien teilnahmslos zu sein. Das war aber nur vorgetäuscht. Hinter seiner Stirn rasten die Gedanken nur so. Kleine, verkrüppelte Sträucher nahmen den Trupp auf. Die Neger schnatterten miteinander, lachten, schienen nicht sehr aufmerksam zu sein. Floda verstand überhaupt nichts, setzte einen Fuß mechanisch vor den anderen. Die Umgebung änderte sich kaum, er nahm sie fast überhaupt nicht wahr. Wozu auch? Er war sich klar darüber, daß die Franzosen ihn ausquetschen würden – wenn nicht noch schlimmeres geschah.

Sie mochten schon eine Stunde gelaufen sein, als ihnen eine Herde Schafe auf dem Weg entgegen kam. Langsam fraßen sich die Tiere durch das Gelände. Der arabische Hirte lief etwas abseits neben der Herde und blickte neugierig herüber.

Floda wurde erst aufmerksam, als der vor ihm gehende Neger fürchterlich zu schimpfen begann. Der kleine Trupp wurde von der Herde eingeschlossen. Wie von einer Wasserflut wurden sie von den Tieren umspült

Ohne viel zu überlegen, fast instinktiv, sprang der Unteroffizier zwischen die Herde, tief geduckt. Er hatte seine Chance erkannt und sofort wahrgenommen. Wie ein Eisbrecher ramme er die Tiere beiseite, war in wenigen Augenblicken zwischen den Sträuchern verschwunden. Die Neger brüllten

wie verrückt, einer ballerte zweimal hinter dem Flüchtling her, ohne indessen zu treffen. Der Fremdenlegionär schrie laut in deutscher Sprache, er sollte zurückkommen.

Die Schüsse lösten ein verheerendes Durcheinander aus. Die Herde stob nach allen Seiten auseinander, rannte wild umher. Die Tiere rissen die Neger und den Weißen zu Boden, die bei dieser Stampede offenbar verletzt wurden und genug damit zu tun hatten, sich selbst in Sicherheit zu bringen. Floda aber war ihnen entwischt – vorläufig wenigstens.

Die restlichen Stunden des Tages stolperte er durch die Gegend. Der Instinkt lenkte seine Schritte instinktiv nach Osten. Ein frischer Bergbach löschte den großen Durst, füllte den Magen, betäubte den Hunger.

Als die Dunkelheit ohne großen Übergang über das Land fiel, fand er eine Erdkuhle im Schutz eines Strauches, legte sich nieder, streckte die müden Knochen aus und schlief vor Erschöpfung ein.

Er merkte nicht, wie zwei Araber an das Lager heranschlichen und sich davor auf den Boden setzten. Unentwegt blickten sie auf den schlafenden Mann. In einem Beutel hatten sie Datteln und etwas Fladenbrot. Der Teufel wußte, woher sie ihr Wissen über die Flucht und den Flüchtling hatten. Vielleicht hatte der Schafhirte sein Erlebnis weitergegeben. Die Nachrichtenübermittlung der Araber grenzte ohnehin an ein Wunder. Alles, was sich ereignete, wurde von den zahlreichen Hirten, Holzköhlnern und Landarbeitern schnell und zuverlässig weitererzählt. Es war für einen Europäer mehr als beeindruckend, wenn die Nachrichten durch laute Schreie über weite Strecken weitergegeben wurden.

Floda fröstelte im Schlaf, stieß gegen einen Ast, kam zu sich. Er öffnete die Augen, sah den Sternenhimmel durch die Äste des Strauches schimmern. Schlagartig setzte die Erinnerung ein, ließ ihn hochfahren. Da bemerkte er die Schatten, die sich wie Statuen gegen den Himmel abhoben. Er wollte

aufspringen.

»Psst! – Arab, Aleman kiff-kiff!«

Irgendwo im Unterbewußtsein wurde die Erinnerung an früher wach. »Kiff-kiff« bedeutete Zusammenarbeiten. Was diese Araber zum Ausdruck bringen wollten, konnte daher nur zum Vorteil für ihn sein. Sie wollten wohl sagen, daß Araber und Deutsche zusammenarbeiten sollten.

Ohne weitere Worte langte der eine Araber in den Beutel, brachte eine Handvoll Datteln und ein Fladenbrot zum Vorschein. Beides reichte er dem Unteroffizier. Gierig langte dieser zu und stopfte Datteln und Brot in den Mund, kaute mit vollen Backen. Zwischendurch versuchte er ein Gespräch zu beginnen, aber die Araber verstanden weder Deutsch noch Englisch. Sie sprachen französisch, aber da kam Floda wieder nicht mit.

Nach der willkommenen Stärkung machte der eine Araber durch Gesten deutlich, daß Floda aufzustehen und ihnen folgen sollte. Er tat es und folgte den beiden Gestalten, die voraus gingen und einem Hirtenpfad folgten. Sie schlugen ein scharfes Tempo ein und wollten vor Tagesanbruch offensichtlich ein bestimmtes Ziel erreichen.

Der erste fahle Schein des neuen Tages verriet, daß es nicht nach Osten ging, sondern entgegengesetzt, nach Westen. Diese Feststellung beunruhigte Floda, wußte er doch, daß Tunesien in östlicher Richtung lag. Wo wollten ihn diese undurchsichtigen Gesellen hinbringen? Wollten sie sich ein Kopfgeld verdienen und ihn den Franzosen übergeben? Wirre Gedanken schossen durch Flodas Kopf.

Bevor es hell wurde, erreichten sie ein kleines Dorf mit einigen armseligen Hütten. Ohne Umschweife wurde Floda in eine etwas größere Behausung bugsiert, in der sich bereits zwei Einheimische befanden. Das Innere der Hütte wurde durch eine Spirituslampe erleuchtet. Das auffallende an dem einen Mann war, daß er als Araber helle Augen hatte. Floda starrte sie

fasziniert an, konnte seinen Blick nicht abwenden.

»Da sind Sie ja!« sagte der Mann in tadellosem Deutsch.
»Stören Sie meine Augen? Das ist eine Hinterlassenschaft von meinen Urvätern!«

»Sie sprechen aber ein tolles Deutsch«, stieß Floda verblüfft hervor.

Alles war so unwirklich. Mitten in Algerien ein helläugiger Araber, der ausgezeichnet die deutsche Sprache beherrschte und sich um ihn kümmerte. »Ich bin überrascht!« sagte er schließlich.

»Grund dafür ist vorhanden. Ich war jahrelang in Deutschland, und seit meiner Rückkehr kämpfe ich für die Selbständigkeit meiner Heimat. Jeder Feind der Franzosen ist unser Freund. Darum wollen wir Ihnen helfen. Unsere Nachrichtenübermittlung ist erstklassig, und wir wissen genau Bescheid.«

»Das ist gut, denn Hilfe kann ich gebrauchen,« seufzte Floda. »Ich habe keine Lust, den Franzosen noch einmal in die Hände zu fallen. – Mich wundert nur, warum wir nicht nach Osten marschierten, wo meine Landsleute zu finden sind.«

»Das hat keinen Sinn. Die Feinde haben den Angriff begonnen und es wird nicht möglich sein, durch die Fronttruppen zu kommen. Ehe wir hinkommen, kann der Krieg schon zu Ende sein. Hier in Afrika ist der Kampf für unsere deutschen Freunde verloren. Das ist schlecht und wirft uns für Jahre zurück, aber es ist nicht zu ändern, leider. Wir verstecken Sie, bis es ruhig geworden ist und versuchen dann, Sie aus dem Land zu bringen. Das ist alles, was wir tun können.«

»Das ist auch schon mehr als genug!«

In mehreren Nachtmärschen wurde Floda in ein einsames Dorf gebracht. Ein Burnus (Umhang der Eingeborenen) und sein schmuddeliges Aussehen ließen ihn einem Araber ähnlich sehen.

Während der ersten Tage blieb er in einer Hütte, wurde von einem jungen Mann versorgt. Erst wenn es dunkel war, verließ er in Begleitung seine Bleibe und wanderte stundenlang umher.

Den deutschsprechenden Araber hatte er seit dem ersten Zusammentreffen nicht mehr gesehen. Alles war aber organisiert, lief nach einem bestimmten Plan ab. Er selbst war zur Untätigkeit verurteilt, mußte warten, bis die Zeit reif war.

*

Inzwischen ging der Krieg in Tunesien seinem Ende entgegen. General Hans Jürgen von Arnim, der die aus der italienischen 1. Armee und der deutschen 5. Panzerarmee bestehende »Heeresgruppe Afrika« führte, mußte an die unter General Harold Alexander operierenden Briten, Amerikaner und Franzosen immer größere Gebietsstreifen preisgeben. Mit starker Luftunterstützung, begleitet von Panzern in großen Mengen, griff der Feind immer wieder an. Alliierte Luftstreitkräfte gewannen neue küstennahe Flugplätze und konnten die Tätigkeit der auf Malta gestützten Seestreitkräfte des Admirals Cunningham wirksam ergänzen.

Der Nachschub der Achsenstreitkräfte brach vollkommen zusammen. Seit Anfang des Jahres 1943 hatten die Italiener 469 Schiffe verloren, die Deutschen 72. Die Luftwaffe verlor allein in einer Woche 223 Flugzeuge. Aus einer Staffel, die 20 Großlastensegler des sechsmotorigen Typs »Gigant« umfaßte, stürzten 18 vollbeladen ab. Als die letzten Tage begannen, verfügten die deutsch-italienischen Verbände nur noch über 76 fahrbare Panzerfahrzeuge.

Am 6. Mai trat die 1. britische Armee, unterstützt von mehr als eintausend Panzern, aus dem Raum Medjez el Bab zum letzten Stoß auf Tunis an. In diesem Abschnitt, wo das Fallschirmjäger-Regiment 5 zu Beginn der Kampfhandlungen in Tunesien große Erfolge errungen hatte, mußten die

Deutschen die entscheidende Niederlage hinnehmen. Die 15. Panzerdivision, die sich dem Feind entgegenwarf, ging in diesem Ansturm als erster Großverband völlig unter.

Am 7. Mai zogen die ersten Einheiten der Briten in Tunis ein. Nacheinander kapitulierten die versprengten Einheiten und Verbände.

Am 13. Mai 1943 war alles vorbei, die Kampfhandlungen in Tunesien konnten als beendet angesehen werden. Die Munition war verschossen, das Gerät zerstört. Danach hatten sich die deutschen Verbände beim Oberkommando abgemeldet.

Die Verluste waren ungeheuer: 130.000 Deutsche und 180.000 Italiener gingen in die Gefangenschaft. Auf deutscher Seite waren 18.594 Gefallene und 3.258 Vermißte zu beklagen. Die Italiener verloren 13.648 Gefallene und 8.821 Vermißte.

Auch der Gegner zahlte einen hohen Preis: Auf britischer Seite fielen 35.477 und auf amerikanischer 16.542 Soldaten. Es ist anzunehmen, daß die französischen Verluste ebenfalls sehr hoch waren.

Zwei Tage nach dem Ende der Kämpfe in Tunesien erhielt Floda Besuch. Der deutschsprechende Araber stand plötzlich in der Hütte, die ihm als Unterkunft diente. Instinktiv ahnte er, daß die Zeit der Untätigkeit zu Ende war und das große Abenteuer der Rückführung beginnen sollte. Seine Vermutung stellte sich als richtig heraus. Der Mann erklärte, man hätte eine Möglichkeit gefunden, ihn außer Landes zu bringen.

»Wohin wollen Sie mich bringen? Der Krieg hier ist doch nun zu Ende, überall sind Gegner, alles ist besetzt.«

»Das tut nichts zur Sache. Machen Sie nur das, was man von Ihnen verlangt, und alles wird gutgehen. Wir haben da einige Möglichkeiten. Sie müssen nur Vertrauen zu uns haben.«

»Das habe ich auch. – Ich danke Ihnen jetzt schon für Ihre Hilfe und werde nicht vergessen, was für mich getan wurde.«

Als Araber verkleidet, von richtigen Eingeborenen kaum zu unterscheiden, wurde Floda mit einer Tragtierkarawane ins

Gebirge gebracht. Es ging nach Westen, wie leicht festzustellen war. Der deutschsprechende Araber war diesmal dabei. Er hieß Jussuf, wie er jetzt erst bekanntgab. Endlich ließ er auch die Katze aus dem Sack. Aufmerksam lauschte Floda den Erklärungen, als sie zwischen den Trägtieren dem Weg folgten:

»Sie haben die vergangene Zeit in einem Dorf nordwestlich von Sidi Bel-Abbes verbracht, ziemlich dicht am Standort der Fremdenlegion. Wir bringen Sie jetzt zum Meer in der Nähe von Nemours. Dort stehen einige Fischerboote bereit, von denen Sie mit auf See genommen werden, und zwar zu einem Gebiet, in dem spanische Boote aus Melilla fischen. Diese Boote sind mit unseren Freunden besetzt, das heißt mit Arabern, die in der spanischen Kolonie leben. In der Dunkelheit schwimmen Sie zu einem Boot, und damit sind Sie in Sicherheit. – Ich hoffe, Sie können schwimmen?«

»Ja, aber warum in der Dunkelheit?«

»Es könnte sein, daß stille Beobachter etwas bemerken, und das könnte Schwierigkeiten für alle Beteiligten geben.«

Nach einigen Tagen hatten Staub und Dreck alle noch sichtbaren äußeren Unterschiede beseitigt. Das war gut so, denn in der Nähe von Remchi kam ihnen eine Legionärsgruppe entgegen. Die Legionäre warfen einen Blick auf die Männer und liefen vorbei. Die Feindseligkeit zwischen den Arabern und den Legionären war zu spüren. Die Männer der Karawane würdigten die Gruppe keines Blickes. Mit gesenkten Köpfen gingen sie vorbei.

Auch Floda hatte den Blick gesenkt und starnte auf den steinigen Pfad vor seinen Füßen. Der Dreck verdeckte die Blässe, die beim Auftauchen der Legionäre sein Gesicht überzogen hatte. Trotz einer beruhigenden Geste Jussufs hatte er Angst. Erleichtert atmete er auf, als die Luft wieder rein war.

Nach sieben Tagen verließ die Karawane das Gebirge und wandte sich der Küstenebene südlich von Nemours zu. Im

letzten Licht des Tages tauchten die ersten Häuser der Stadt auf. Hier sonderten sich Jussuf, Floda und ein weiterer Araber ab, verließen den Weg und tauchten im Gelände unter. Die Karawane zog weiter in den Ort, sie war am Ziel.

Die drei umgingen das Dorf und tauchten zwischen den verfallenen Hütten des Fischerhafens unter. Zielstrebig marschierte der namenlose Araber auf eine Hütte zu und verschwand darin. Nach kurzer Zeit tauchte er wieder auf und winkte. Die beiden anderen folgten seiner Aufforderung und verschwanden ebenfalls darin.

Im Morgengrauen gingen die Fischer, und mit ihnen Floda zu den Anlegestellen. Kurze Zeit später liefen mehrere Boote aus. Vorher hatte Floda von Jussuf Abschied genommen und nochmals für alles gedankt.

Wie unzählige Male zuvor verließen die Boote den verwahrlosten Hafen. Floda war unter Deck verschwunden und tauchte den ganzen Tag nicht mehr auf. Alles ging völlig undramatisch über die Bühne. Welche Ereignisse, Abenteuer und Gefahren hatte er doch in seiner Fantasie auf sich zukommen sehen, aber weit gefehlt. Man merkte, daß so etwas nicht zum ersten Mal geschah.

Kurz vor der Dämmerung riskierte Floda einen Blick auf das Meer und sah eine ganze Anzahl von Booten auf dem Wasser. Als es vollkommen dunkel war, ließ der Steuermann das Boot in die Nähe eines spanischen Fischerbootes treiben. Floda zog seinen Burnus aus, behielt nur die Unterhosen an.

Der Araber deutete auf ein kleines Licht über dem Wasser und machte Floda deutlich, zu diesem zu schwimmen. Der Deutsche umarmte den Araber und glitt sofort ins Wasser. Er wußte, daß die Araber aufpassen würden, bis er das Boot erreicht hatte.

Drüben warteten sie schon an der Bordwand und zogen ihn aus dem Wasser. Er bekam eine Decke und sank auf ein Lager, wo er unverzüglich einschlief.

Das Boot lief am folgenden Tag in Melilla ein. Die Flucht war praktisch zu Ende, es konnte nicht mehr viel passieren.

Ohne Aufsehen zu erregen verschwand Floda in der Unterkunft der kleinen Garnisonskräfte, die in Stadt und Umgebung Ruhe und Ordnung aufrechterhielten. Die spanischen Streitkräfte wären zu dieser Zeit hoffnungslos mit Offizieren überfüllt – eine Folge der zahlenmäßig starken Armee während des Bürgerkrieges (1936-1939). Um diesen Zustand zu beenden, sollten viele entlassen werden.

Von dieser Maßnahme war auch Hauptmann Perez^{*}, der Stellvertreter des Standortkommandanten, betroffen. Um ihn nicht ganz zu verlieren, hatte die Personalstelle ihm ein neues Dienstverhältnis unter der Voraussetzung angeboten, daß er sich zur »Blauen Division« melden würde. Diese war ein Großverband im Rahmen der Wehrmacht, der von spanischen Freiwilligen gebildet wurde und bei der Heeresgruppe Nord an der Ostfront eingesetzt war.

Der Hauptmann hatte die Gelegenheit wahrgenommen und sich freiwillig gemeldet. Zusammen mit vier anderen Kameraden wartete er nun auf die Abreise. Er war Mitte Dreißig, besonnen, offenbar ein guter Offizier und ledig.

Im Einverständnis mit dem Kommandanten trachtete der Hauptmann vor allen Dingen danach, die Anwesenheit des Flüchtlings nicht publik werden zu lassen. Es hätte Schwierigkeiten geben können, wenn ein Soldat eines kriegsführenden Staates in einem neutralen Gebiet frei herumlief.

Perez war fest entschlossen, die Heimkehr des Deutschen zu ermöglichen. Die Unterstützung der Behörde konnte vorausgesetzt werden. Obwohl neutral, war der falangistische^{**} Staatsapparat doch auf Seiten der Deutschen.

* Der Name wurde geändert.

** Falange = faschistische Staatsappartei Spaniens

Floda wurde nun mit einer spanischen Uniform getarnt. Knapp zwei Wochen später kam das Versorgungsschiff, löschte Fracht, nahm die Gruppe Soldaten an Bord und dampfte nach Spanien zurück.

Auf der Fahrt nach Almeria tauchte ein britisches Unterseeboot auf und fuhr einmal um das gestoppte Schiff. Der Brite respektierte die neutrale Flagge und verschwand wieder.

Der Aufenthalt in Spanien dauerte nur zwei Tage. Mit der Eisenbahn fuhr die Gruppe nach Madrid und ging dort an Bord einer Ju 52 der Lufthansa. Diese hielt fast bis zum Kriegsende eine Luftlinie nach Spanien in Betrieb und schuf damit eine Verbindung zur neutralen Welt.

*

Im Westen eingesetzt, wurde Floda eine Woche vor Kriegsende in Westfalen schwer verwundet und erlebte das Ende der Kampfhandlungen im Lazarett.

Damit war die Sache aber noch nicht ausgestanden. Angeblich sollten die Verwundeten nach ihrer Wiederherstellung entlassen und nach Hause geschickt werden. So sagten jedenfalls die deutschen Ärzte, Krankenpfleger und Schwestern, die unter Aufsicht der Briten den Lazarettbetrieb aufrechterhielten.

Etwa vier Wochen nach Kriegsende wurde Floda in ein anderes Zimmer verlegt. Die Fenster waren vergittert, die Tür war verschlossen. Sie öffnete sich nur, wenn der Arzt kam oder ein Pfleger Essen brachte. Im Zimmer befanden sich noch zwei bettlägerige Verwundete.

Es stellte sich sehr schnell heraus, was das zu bedeuten hatte. Bei der Registrierung des Namens waren die Briten darauf gestoßen, daß Floda schon einmal erfaßt worden war und sich durch Flucht der Gefangenschaft entzogen hatte. Dadurch waren sie mißtrauisch geworden. Die beiden anderen standen

im Verdacht, Angehörige einer Sondereinheit gewesen zu sein.

Einige Zeit später, als das Bett verlassen werden konnte, wurden sie einzeln zu den Vernehmungen geholt. Von Floda wollten die Verhörspezialisten wissen, wie er von Afrika nach Europa gekommen sei, außerdem noch einiges anderes. Weiterhin versuchten sie zu erfahren, was die Zimmergenossen miteinander redeten.

Floda gab nur allgemeine Antworten und stellte sich vergleichlich. Er wurde schließlich nicht mehr befragt, aber auch nicht entlassen.

An einem Tag im August, als er soweit ausgeheilt war und laufen konnte, mußte er seine wenigen Klamotten in einen Leinenbeutel packen. Er dachte, der Entlassungstag wäre gekommen, aber das war ein Irrtum, wie sich schnell herausstellte.

Unter Bewachung ging es in einer größeren Gruppe mit der Eisenbahn nach Cuxhaven und dort auf einen Truppentransporter, der einen Tag später in Hull festmachte.

Lastwagen brachten die Gefangenen nach Colchester, nordöstlich von London. Dort befand sich neben einem Gefangenenumlager ein besonderes Camp für Personen, gegen die Untersuchungen liefen oder die als Zeugen benötigt wurden.

Hier gingen nun auch die Vernehmungen weiter. Wechselnde Intelligence (Geheimdienst) Officers stellten immer wieder die gleichen Fragen. Sie wollten herausbringen, ob Floda sich auf der Flucht etwas hatte zuschulden kommen lassen.

Die Gefangenen waren in Nissenhütten, halbrunden Wellblechbehausungen, untergebracht. Die Inneneinrichtung bestand im wesentlichen aus niedrigen Holzpritschen, die rechts und links des Mittelganges standen. Sie waren Tisch, Stuhl und Liegestatt zugleich.

Floda hatte seine Pritsche gleich neben dem Eingang in der Ecke. Neben ihm hauste der Obergefreite Blaubacker. Ihm

wurde vorgeworfen, Soldbuch und Namen eines gefallenen Landsers zu benutzen, um seine wahre Identität zu verschleiern. Die beiden wurden Freunde.

Die Jahre 1945 und 46 vergingen. Die Insassen des kleinen Sonderlagers wechselten ständig. Manche wurden fortgebracht, blieben aus, andere kamen wieder zurück ins Lager, neue dazu. Alle ahnten, daß die Abgehenden vor Gericht gestellt und abgeurteilt wurden. Manche wurden wohl auch als Zeugen benötigt.

Das Hauptlager wurde Anfang 1947 Durchgangslager für Entlassungen. Ein Arbeitskommando aus ehemaligen Parteigenossen das aber ohne Aufsicht arbeitete, hielt den Lagerbetrieb aufrecht, machte die Müllabfuhr, leerte die Sickergruben usw. Der Lagerbetrieb wurde erträglicher. Von Erleichterungen merkten die Insassen des Sonderlagers allerdings nichts. Dieses wurde weiterhin streng bewacht, und jede Verbindung mit dem Hauptlager war unterbunden.

Blaubacker und Floda ließ man in Ruhe. Anscheinend waren die Untersuchungen im Sande verlaufen.

Am 6. Juni wurde Floda ins Hauptlager überführt und am 8. Juni mit einem Transport nach Deutschland gebracht. Am 16. Juni 1947 wurde er in Münster-Lager aus britischer Kriegsgefangenschaft entlassen.

ENDE

Frontnacht an der Moskwa

Eine Kampfepisode vom Rußlandwinter 1941

Der flackernde Schein einer Kerze beleuchtete das Gesicht des neuen Kompanieführers. Er war vor einer Viertelstunde in dem kleinen Erdbunker aufgetaucht und wirkte wie ein feiner Pinkel, der bisher anscheinend mehr gutes Essen als Pulver gerochen hatte.

Feldwebel Merkatz und dem Obergefreiten Prizilla war bereits bekannt, daß er vorher bei einem Divisionsstab tätig gewesen war. Der Feldwebel kochte auch jetzt noch innerlich bei der Erinnerung an die ungeheuerlichen Worte, die er ihm vorhin an den Kopf geworfen hatte. Auch der zaundürre Obergefreite, den sie das »Wiesel« nannten, sah so aus, als ob er dem Neuen das gleiche antun wollte wie den Russen, denen er während schon vieler Spähtruppundernehmen begegnet war. Was wußte dieser Onkel denn schon von alldem, was seit dem 22. Juni 1941 – dem Beginn des Rußlandkrieges – schon hinter ihnen lag? Konnte er sich überhaupt vorstellen, was es bedeutete, bei klierrendem Frost mit den normalen Wehrmachtsklamotten durch brusthohen Schnee zu waten, vom Durchfall geplagt, vom Hunger gepeinigt? Kannte er denn das Grauen feindlicher Feuerüberfälle, die entnervenden Nächte auf Gefechtsvorposten und den stetigen Kampf gegen den Schlaf?

Draußen rumsten Granaten in den verschneiten Wald. Der Bunker wackelte, aber der Neue verzog seltsamerweise nicht einmal das Gesicht. Er stand jetzt auf und hielt wieder eine Rede. Der Ton in seiner Stimme paßte irgendwie zu den über dreißig Grad Kälte, die im Dezember 1941 diese Gegend am Moskwa-Fluß zu einer weißen Hölle gemacht hatten. Die urwaldähnliche Landschaft vor den Toren Moskaus war auch zum Bereitstellungsraum der 267. Infanteriedivision geworden, und der Befehl zum letzten Sturm gegen die russische

Hauptstadt konnte jeden Tag erteilt werden.

»Also«, hörten sie den Oberleutnant sagen, »ich werde jetzt mal Ihre Pennbrüder besuchen, Feldwebel. Hoffentlich hat der Russe diese Schlappschwänze nicht auch schon geklaut!«

Merkatz schluckte sogar das, denn seine Müdigkeit war stärker. Es reichte nur noch zu einem Gedanken an die Kameraden, die nachts total erschöpft in den Stellungen eingeschlafen und von den kaum zweihundert Meter entfernt liegenden Russen kassiert worden waren, dann fielen ihm die Augen zu.

Ein Stoß in die Rippen ließ ihn wieder wach werden. Der Obergefreite Prizilla stand schon vor ihm. Die Zeit für die Ablösung der Posten war gekommen. Vor dem Bunker warf sich ihnen die Kälte wie eine eisige Wand entgegen. Von Norden, aus Richtung Klin, grummelte Artilleriefeuer. In dem großen Wald herrschte dagegen eine fast unerträgliche, gespenstische Stille.

Hinter Merkatz stapfte Prizilla über den ausgetretenen Pfad zum ersten Postenloch. Minuten später zuckten sie entsetzt zurück. Der Gefreite Moser lag auf dem blutgetränkten Schnee, erstochen wie so viele, die ein Opfer ihrer Müdigkeit geworden waren. Von dem zweiten Posten, dem Obergefreiten Malachowski, war nichts zu sehen. Die Russen mußten ihn mitgenommen haben, mitsamt seinem Maschinengewehr.

Der Feldwebel wußte, was das für Prizilla bedeutete. Er und Malachowski stammten beide aus dem oberschlesischen Leuthen und waren schon von Jugend auf zusammen. Mit versteinertem Gesicht blickte Prizilla über die Fußspuren, die zu der russischen Stellung hinüberführten. Merkatz ersparte ihm alles weitere. »Komm!« sagte er nur. »Vielleicht können wir noch was machen.«

Der Obergefreite schien die Worte gar nicht gehört zu haben. Lautlos fast, wie ein Schemen, schlicht er neben dem Feldwebel an den Bäumen entlang. Sie wußten, wo der nächste

feindliche Postenstand lag und richteten sich darauf ein.

Doch da zerfetzte das Heulen russischer Werfergranaten die atemberaubende Stille. An die eisige Erde gepreßt, ließen Merkatz und Prizilla die Splitterwolken über sich wegziehen. Endlich ebbte der Feuerüberfall ab, und sie glitten weiter.

Nach etwa fünfzig Metern lag ein russischer Posten vor ihnen, vom eigenen Werferfeuer getötet. Prizilla zog ihm den Wachmantel aus und streifte ihn über. Auch die Feldmütze des Toten stülpte er über den Kopf. Merkatz kannte das und stellte keine Frage.

Minuten später sahen sie das dunkle Geviert eines russischen Bunkers im fahlen Mondlicht. Ihre Augen waren auf einen russischen Posten gerichtet, der direkt auf sie zustapfte. Mit stockendem Atem drückten sie sich in den Schnee. Die tappenden Schritte kamen näher, dann stieß der Rotarmist gegen Prizzillas Schulter.

In der nächsten Sekunde schnellte der Obergefreite hoch. Man nannte ihn nicht umsonst das »Wiesel«. Niemand wußte, wer ihm diese furchtbaren Nahkampfschläge beigebracht hatte. Röchelnd sank der Russe zu Boden. Kurz darauf lehnten sie an dem feindlichen Bunker. Stimmen klangen zu ihnen heraus, Ein Russe schrie etwas, dann sahen sie sich fassungslos an. Sie hatten die Stimme ihres neuen Kompanieführers gehört! Also war auch er von den Russen geschnappt worden!

Auch jetzt bedurfte es keiner Worte, dafür waren Merkatz und der Obergefreite zu gut aufeinander eingespielt. Prizilla stieß die Bunkertür auf. Im russischen Wachmantel, die Pelzmütze tief im Gesicht, schob er sich in den niedrigen Raum. Sein »Rucki werch!« (Hände hoch) riß einen russischen Offizier und zwei andere Rotarmisten in die Höhe.

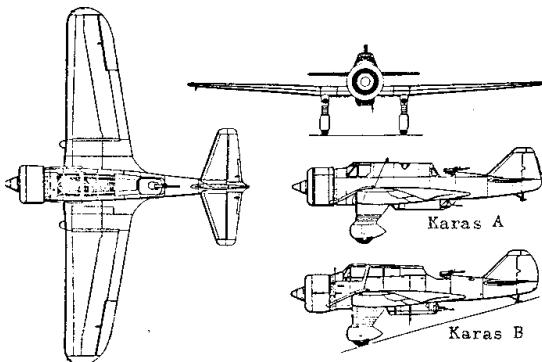
Der Obergefreite Malachowski und der Oberleutnant starrten Prizilla an wie ein Gespenst. Alles weitere verlief wie am Schnürchen. Unangefochten erreichten sie mit den Gefangenen die eigene Linie.

In der Nähe des verlassenen Postenloches, wo alles angefangen hatte, blieb der Oberleutnant stehen. Eine Weile starrte er auf den toten Gefreiten Moser, dann gab er Merkatz und Prizilla die Hand. Zu mehr reichte es wohl noch nicht.

Bertold K. Jochim

*

PZL P-23 B »Karas«



Die »Karas« (»Karausche«) war 1939 das von der polnischen Luftwaffe wohl am meisten verwendete Flugzeug gewesen und als taktischer Aufklärer sowie als leichter Bomber vorgesehen. Hersteller war die Firma »Panstwowe Zaklady Lotnicze« in Warschau. Die PZL 23 war ein Ganzmetallflugzeug mit einer Besatzung von 3 Mann. Die erste Ausführung »Karas« A oder PZL 23/1 besaß als Triebwerk einen englischen Bristol-Pegasus-II/M2-Motor von 580 PS. Von dieser Version wurden 40 Stück gebaut. Die »Karas« B war mit dem stärkeren Pegasus VIII ausgerüstet. Von dieser Version wurden 210 Maschinen hergestellt. Insgesamt 17 Staffeln waren mit der »Karas« ausgerüstet, als 1939 der Krieg ausbrach. 42 Maschinen sollten mit dem 980-PS-Gnome-Rhone-Motor 14 Kfs an Bulgarien geliefert werden, aber nur noch 30 erreichten ihr Ziel. Fünf weitere wurden noch von der polnischen Luftwaffe übernommen und dann durch deutsche Bomben am Boden zerstört. Die einzelnen Staffeln bildeten übrigens keine selbständigen Einheiten der Luftwaffe, sondern unterstanden dem Befehl der polnischen Armeebefehlshaber. Etwa ein Dutzend PZL 23 A und B entkamen 1939 nach Rumänien, wurden von der rumänischen Luftwaffe übernommen und 1941 gegen die Sowjetunion eingesetzt.

Technische Daten

Triebwerk:	Bristol Pegasus VII, 680 PS
Besatzung:	3 Mann
Bewaffnung:	3 MG
Bombenlast maximal:	700 kg
Spannweite:	13,95 m
Länge:	9,68 m
Höhe:	3,30 m
Fluggewicht maximal:	3.525 kg
Höchstgeschwindigkeit:	319 km/h
Landegeschwindigkeit:	110 km/h
Steiggeschwindigkeit:	6,7 m/sec
Gipfelhöhe:	7.300m
Reichweite:	1.260 km

Polnische Kriegsflugzeuge



PLZ P-23 »Karas«